Des

Schulmeisters Schönste.

Ein Zeitbild aus dem dreißigjährigen Krieg.

Nach einem alten Pfarrbuch dargestellt

von

G. Sperl,
ev. Pfarrer.

Kulmbach.
Druck und Verlag von Richard Rehm.
1893.

Des Schulmeisters Schönste.

Ein Zeitbild aus dem dreißigjährigen Krieg.

Nach einem alten Pfarrbuch dargestellt

von

G. Sperl,
ev. Pfarrer.

Kulmbach.
Druck und Verlag von Richard Rehm.
1893.

Vorwort.

Die nachstehende Erzählung beruht in ihren Hauptzügen auf Einträgen des Harsdorfer Kirchenbuchs aus den Jahren 1624 bis 1632. Als dieselbe im „Evang. Sonntagsblatt aus Bayern" zu erscheinen begann, ist sie von manchen Seiten seltsamer Weise als eine Verunglimpfung des Lehrerstandes aufgefaßt worden. Ob zu einer solchen Auffassung eine Berechtigung vorhanden war, mag jeder Leser aus dem nun ausgehenden Büchlein selbst ersehen. Der Verfasser nimmt aber an jener Mißdeutung Anlaß, diejenigen Gedanken, welche ihn bei der Niederschrift thatsächlich geleitet haben, hier in Kürze auszusprechen. Es erscheint ihm im allgemeinen heilsam, wenn wir Kinder des 19. Jahrhunderts uns zuweilen an Einzelbildern die Fülle menschlichen Elends vergegenwärtigen, welche innere Kämpfe vor Zeiten über unser deutsches Volk gebracht haben. Im besonderen aber sollte hier eine edel angelegte Natur vor Augen geführt werden, bei welcher ein klein anfangendes aber aus tiefen Wurzeln hervortreibendes Unrecht sich zu namenlosem Weh auswächst — scheinbar durch fortgesetztes Zusammentreffen äußerer Umstände, in Wahrheit aber nach einer inneren Notwendigkeit. Indem der auswendige Mensch zerbrochen wird, findet der inwendige Mensch den Weg des Friedens. Im letzten Grund sind wir alle unter diese Regel gestellt. Daß aber Gottes heilsamer Rat auch in die jammervollsten Irrgänge sich mit hineinzieht, darin kann für Manchen ein Licht des Trostes liegen, welches auch auf verworrene und finstere Wege scheint.

Der Herausgeber.

„Im Jahre des Heils 1608, am Tage Mariä Verkündigung, schrieb der Pfarrherr N. zu N. in sein Kirchenbuch, „ist meinem Schulmeister Johannes Dietmann und seinem Eheweib Anna ein Töchterlein geboren und am folgenden Tag getauft worden; Taufdohte war Frau Babetta N., der Kindesmutter Schwester. Gott verleihe dem Kindlein ein gesegnet Leben und ein selig Ende." Wie wohlgethan eine solch fromme Fürbitte für ein neugeborenes Kindlein ist und wie hoch es vonnöten sein kann, daß Eltern und Taufpaten recht von Herzensgrund solches Gebet thun, das ist hernachmals an jenem Kindlein offenbar geworden. Das Pfarrbuch zu Harsdorf, einem Dörflein des Kulmbacher Landes, erzählt hievon 24 Jahre später eine lange Geschichte mit kurzen Worten. Weil aber der Mensch sich dessen, was er nur in der Kürze hört, weniger anzunehmen pflegt, es auch leicht wieder vergißt, so will ich mit dem folgenden von jener Geschichte in umständlicher Erzählung berichten.

Am Tage Mariä Verkündigung des Jahres 1608 also wußte man von dem Kindlein im Meßnerhause zu N. noch nicht mehr, als daß es das dritte Mägdlein war, welches in der hohen, aus Eichenholz gezimmerten Wiege seit 5 Jahren seinen Einzug hielt. Die Bauern meinten, es wäre dem Herrn Schulmeister wohl ein Bube lieber gewesen; der aber sagte gar nichts, weder dieses noch jenes, wie das seine Art war. Er hatte in allem wenig Freude daran, daß er so Tag für Tag die

Kinder schulmeistern mußte. Vor Zeiten, als er noch markgräflicher Schreiber zu Kulmbach gewesen war, hatte es ihm besser behagt. Weil er aber etlichen Herren vom adligen Hofstaat nicht schmiegsam und demütig genug geschienen, kam es dahin, daß er sein schönes Brot und sein säuberliches Pöstlein zu Kulmbach verlor, und es geschah nur durch sonderliche Gunst seines erlauchten Herrn, daß der mit einem raschen Geist begabte und zu jeglichem Ding bräuchliche Dietmann als Meßner und Dorfschulmeister eine kümmerliche Versorgung fand. So saß er nun draußen im vierten Jahr, und daß die Kindlein unter seiner Zucht in allen Stücken wohl gelehrt wurden, mußte männiglich rühmen. Frau Anna aber, des Schulmeisters Weib, trug den Wechsel der Dinge wohl noch schwerer. Ihr zarter Körper wollte sich wenig schicken, die Last der Feldwirtschaft zu tragen und dabei doch nach Gebühr auch Haus und Kleider in Ordnung zu halten. Sie ging daher wie ein Lasttier, dem über seine Kräfte aufgeladen ist, und der es treibt, sieht's wohl, aber er weiß dennoch keinen andern Rat. Das Kindlein in seiner Wiege wußte jedoch nichts von Not und Mühsal, sondern schlummerte gar still und zufrieden und sein ganzes Ansehen verhieß, daß in einem gesunden Leib eine gesunde Seele wohnen werde. Fehlte es den zwei älteren Schwesterlein, der fünfjährigen Rosa und der dreijährigen Margaret an Kraft und Gesundheit in keinem Stück, so sah sich doch das Kleinste an, als wolle es einmal feiner und klüger werden als sie beide. Am Tag der Taufe hatte auch die Mutter ihre mancherlei Sorgen und Kümmernisse abgelegt, und ihre blassen Lippen bewegten sich nur, wenn sie vor sich hinsprach: „Meine Seele erhebet den Herrn, er hat auch an mir große Dinge gethan." So zu sprechen hatte die Schulmeistersfrau merkwürdiger Weise zu der Zeit gelernt, wo man es am wenigsten denken sollte: in der Not. Vordem hatte sie gar andere Zeiten und andere Gedanken gehabt. Sonderlich am heutigen Tag aber dachte sie keine Stunde der zukünftigen Sorgen. Ihr Leben, dessen sie

sich begeben hatte, war ihr geblieben, und es mußte ihr ja wohl bleiben, so lange es der Allmächtige haben wollte. Frau Anna kam denn auch wieder etlichermaßen zu Kräften und durfte ihr Kind bis zum 7. Jahr aufziehen helfen; noch 4 Kindlein, 2 Knaben und 2 Mägdlein, schenkte sie das Leben. Ein Jahr nach der Geburt des jüngsten aber schloß sie ihre müden Augen für immer.

Babettelein aber gedieh fröhlich, und obwohl auch ihre vier jüngeren Geschwister nicht unebener Leibesgestalt waren, so war und blieb sie doch „des Schulmeisters Schönste.“ So hieß man sie im Dorf wie im Haus, ja unweise Leute lehrten's auch dem kleinen Mägdelein selber, daß sie sich so nannte. Zeigte aber jener Name zuerst nur an, wie jedermann sein herzliches Wohlgefallen hatte an dem Kind, dessen Antlitz durch das nußbraune Lockenhaar und die leuchtenden Augen eine ungemeine Lieblichkeit gewann, so hing sich später auch etwas von Spott und Neid hinein, als die Mutter gestorben war und der Vater an dieses Kind eine übergroße Liebe hängte. Daß sie ihrer goldreinen Stimme wegen im Chor der Singbuben mit stehen mußte und den scharfen Ohren des Schulmeisters kein Gesang zu Dank geraten wollte, wo sie fehlte, das half mit, in ihr einen kecken Mut und ein überflinkes Wesen zu nähren, und wiewohl sie der Sittsamkeit niemals vergaß, war sie doch ihren Schwestern und auch den anderen Gespielinnen in allen Dingen ungleich. Doch war und blieb sie des Vaters Trost und Augenstern. So gedieh aus ihr eine blühende, fröhliche Jungfrau.

Im Sommer des Jahres 1624 war zu Harsdorf der Schulmeister Meußel abgezogen. Die unruhigen Kriegsläufte bewogen den alten Mann, daß er lieber bei seiner Tochter in Kulmbach sich zur Ruhe setzen als auf dem flachen Lande bleiben wollte. — Das Eis fing schon an in den Fahrgeleisen der Wege zu gefrieren, als sein Nachfolger von N. heraufzog. Die Schuljugend, welche beim Heranfahren der Wagen neugierig und

lärmend im Schulgäßlein und auf der Kirchhofmauer sich angesammelt hatte, ward schüchtern und still, als der erste Wagen anhielt und von demselben ein Schulmeister stieg, der nicht wie sein Vorgänger ein grauköpfiges, gebücktes Männlein war, sondern ein Mann von fast riesigem Wuchs und gewaltigen Gliedern, dazu strengen Augen, so daß manchem lustigen Büblein schon etwas kam wie ein Vorgefühl, daß diese breiten Hände den Stock mächtig zu regieren wüßten. Wie aber hernach die sieben Kinder mit roten frischen Gesichtern unter dem Wagendach hervorkamen und namentlich wie die größte und schönste Tochter leichtfüßig vom Wagen sprang und mit starken Händen ein Paar schwere Bündel sich auf die Achseln lud, da ging es über alle Angesichter der Beschauer wie ein Schein von Freundlichkeit und große und kleine Hände griffen rührig aber ohne Unordnung beim Abladen zu.

Am nächsten Sonntag wurde das Adventfest gefeiert. Der Schulmeister Dietmann war nicht guter Laune. Seine Babetta hatte ihm bündig erklärt, daß sie mit dem Kirchensingen im neuen Wohnort nicht wieder anfangen wolle, es stehe ihr nimmer an. „Recht magst du haben", hatte er ihr geantwortet, „aber wehe des Gesänges." Die Chorknaben mußten dazumal in Harsdorf noch ohne Orgel singen, weil die erste Orgel daselbst erst im Jahre 1698 aufgestellt worden ist. An diesem Tage nun waren sie froh, als die beiden Gottesdienste zu Ende kamen, ohne daß der Zorneswolke auf dem Gesicht ihres Meisters ein weiteres nachgefolgt war. Doch war die Gemeinde des Festgesanges sehr zufrieden, ja der alte Todtengräber, welcher mit seinem Geplärre des Schulmeisters Zorn schier auf's höchste gebracht hatte, sagte auf dem Heimweg stolz: Wenn man einen richtigen Vorsänger hat, dann merkt man erst, welch eine Fähigkeit zum Gesang bei Alten und Jungen ist.

Im Schulhaus war viel zu räumen und zu säubern, aber zehn rührige Mädchenhände können, wenn sie zusammengreifen, erstaunlich rasch eines Hauses

Gestalt wandeln. So war es erst der nächste Freitag Abend, als Rosa, die Aelteste, unter der Hausthür stand, und ihre runden Arme eingestemmt, in's Haus hineinrief: „Traun, wir haben Feierabend vor Samstag, aber es ist so. Babetta, bist du auch zu End?" „Lang schon", war die Antwort der Angerufenen, die im Zimmer über einem halb vergilbten Buch saß. Ihr gegenüber stand der Linnenschrank noch offen, zierlich eingeräumt und geordnet, daneben stand auf einem niedrigen Schemel ein Wäschekörblein, darinnen frisch gebesserte Stücke, die auf der Fahrt durch des Fuhrmanns Ungeschicklichkeit samt dem Bündel in's Rad gekommen waren, hoch übereinander geschichtet lagen. Das war Babettas heutiger Arbeitsteil. Auf dem Tischlein vor ihr lag noch offen die alte Hausbibel; was aber jetzt in des Mädchens Händen war, waren abenteuerliche Geschichten mit einem Anhang über die Sternkunde und Astrologie.

Ueberdem hatten draußen die kleineren Geschwister von der Gasse aus gesehen, wie Margaretha, die starkknochige, zweitälteste Schwester, über den Kirchhof der Thurmthüre zuschritt. Dies war das tägliche Zeichen zu einem Wettlauf nach dem Haus und in die Stube hinein, denn mit dem ersten Glockenschlag pflegte der Vater seine Geige von der Wand zu nehmen und einen Abendchoral anzustimmen, und es war nicht ratsam, später als zum ersten Ton in's Zimmer zu treten. Wenn die verschnaufenden Lungen erst nach und nach in den Gesang einfielen, so ward das verziehen. Als die letzten Klänge des Liedes: „Die Nacht ist kommen 2c." feierlich verhallt waren, standen die Sänger noch schweigend umher, bis auch die Turmglocke ihren letzten Schlag gethan hatte.

Diesen Abend kamen des Schulmeisters drei große Mädchen zum erstenmal in die Dorfspinnstube. Zwar hatte die Jüngste sich gesträubt, dieweil es in solchen Stuben doch immer nur einerlei Geschwätze gäbe. Aber weil die anderen fest dabei blieben und von wegen der Dorfnachbarn, mußte sie sich fügen. Die Spinnstube

ward in einem großen, stattlichen Bauernhaus abgehalten. In der geräumigen Stube lehnten um die Ofenbank her und um den Tisch eine Anzahl junger Bursche. Von den Burschen hatten etliche ein Aussehen, welches deutlich erkennen ließ, daß sie hoch hinaus wollten. Statt der schlichten, altväterlichen Kleidung mit Mütze und Lederhosen hatten sie angefangen, sich nach der Weise der Städter zu kleiden mit buntfarbigen Tuchhosen und hoffärtigen federgeschmückten Hüten. Solche Ueberhebung in Kleidertracht verbot zwar die Landordnung nachdrücklich und schärfte ein, daß jeder Stand bei seiner Tracht bleiben sollte. Aber sie achteten das nicht und waren heute von einem Holzverkauf heimgekommen. Bei solchen Gelegenheiten zumal konnte ein Teil der jüngeren Leute nicht hoch genug herfahren, und es sind die Gesetzbücher damaliger Zeit voll der Klagen über unnötige Pracht und Stolz. Dies, und daß die Burschen sich in die Rockenstuben der Mädchen eindrängten, waren keine alten Bräuche, sondern neue Moden und zwar von denen, von welchen man sagen möchte, daß sie unseres Herrgotts Zuchtrütlein mit Gewalt herbeiwinken. Vor den Burschen standen Krüge, dazu Brot und Käse so reichlich, daß man deutlich sehen konnte, wie hier der Krieg noch wenig hergespielt hatte, so daß noch der Ueberfluß herrschte, welcher vor dem 30jährigen Krieg vielfach anzutreffen war, und welcher seitdem fast nirgends wieder erreicht worden ist. Die Mägdlein saßen ziemlich weit von den Burschen entfernt bei ihren Spinnrocken und drehten ihre Spindeln. Zwischen Beiden auf der Tischecke stand der hohe Eisenleuchter, in welchem die Fackel, ein langer, brennender Kienspan, über die Quer eingeklemmt war. Als die Schulmeistersmädchen eintraten, wäre beinahe eine neugierige Stille entstanden, doch setzten die Burschen ihre Ehre darein, daß sie auf die Fremden nicht achteten, sondern im lauten Diskurse fortfuhren. Die Eingetretenen rückten still und bescheiden an die hintersten Plätze, stellten ihre Rocken auf und sagten weiter nichts als „guten Abend.“ Daran thaten sie weislich. Es währte nicht lange, so

rückte ein neugieriger Mädchenkreis um sie her und glatt und geläufig wie die Fäden war gar bald ein nicht abreißendes Reden und Gegenreden im Gang. So fein wußte aber keine die Reden zu drehen und zu würzen, wie die schöne Babetta, das merkten alle bald, wiewohl ihrer Worte eher weniger als mehr waren, denn der anderen Mädchen. Trotzdem, oder gerade auch darum, war sie es, auf die alles am liebsten horchte. Auch die Burschen mischten sich drein; da wußte aber die Sprecherin mit einem gar scharfen Zünglein jeglicher Ungebühr so zu wehren, daß nicht leicht einer sich eines täppischen Zufahrens vermaß. Nur einer, der höckerichte „Fritzenpeter“ konnte sein breites, hochaufgeworfenes Maul nicht stillen und schrie zuletzt unter groben Schimpfreden, die Schulmeistersdirnen sollten sich nicht so viel herausnehmen, der Schulmeister sei ohnedem nicht der rechte Mann für den Ort, brauche des Stockes unmäßig und führe keine Kinderzucht, sondern eine Hundezucht. — „Schweig, Mißgeburt“, sagte darauf Babetta vor Zorn schier bleich, aber doch mit Lachen. „Was ein ungezogener Bengel von Zucht predigt, das sind doch rechte Narrenspossen.“ Es war gut, daß die Babetta unter diesem Wortwechsel aufgestanden war und nun sammt ihren Schwestern aus der Spinnstube hinweg ging. Der um seines Gebrechens willen Gehöhnte war außer sich vor Wut und die anderen Burschen mußten ihn zurückhalten. Babetta aber war seit jenem Abend nicht mehr zur Spinnstube zu bringen, sie hatte nun einen guten Grund, bei ihren Büchern und bei ihrem Vater zu bleiben. Die anderen Schwestern waren gewöhnlicheren Schlags und nahmen die Sachen nicht so schwer. Um so mehr stand Babetta forthin für sich allein. Den Leuten im Dorf blieb sie fremder, wenngleich die wenigsten ihr gerade unfreundlich gesinnt waren; sie selbst faßte immer mehr einen absonderlichen Sinn und ein Verlangen nach absonderlichen Dingen, sie wußte selbst nicht welcher Art.

Auf solche Weise vergingen etliche Jahre, ohne daß sich etwas Beträchtliches ergeignete. Die jüngeren Kinder

des Schulmeisters Dietmann wuchsen mehr und mehr heran, die zwei ältesten verdingten sich außer dem Hause. Nur der dritten ließ der Vater ihren eigenen Weg und ihre eigene Art. Ihn selber vergnügte es, wie die Jungfrau immer besser Bescheid wußte in heiligen und weltlichen Schriften und er über allerlei tiefsinnige Dinge mit ihr plaudern konnte, als wäre sie seinesgleichen. Da geschah es im Jahre 1628, daß das Kulmbacher Land zum erstenmal von Kriegsnot schwer heimgesucht ward. Mansfeldische, Braunschweigische, Bayrische und Kaiserliche zogen schon seit 3 Jahren bald hin, bald her, bald in großen Heerhaufen, bald in zersprengten Scharen und immer mußte das Land schwere Kontributionen leisten. Seit dem gedachten Jahre aber fluteten die Wallensteiner über die deutschen Lande und nun nahmen die Greuel und die Unsicherheit aller Dinge erst recht ihren Anfang. Von Süden her wälzten sich die Heerscharen ohne Ende. Man sagte, daß auch die Herrschaften zu Onolzbach, Nürnberg, Kulmbach und Bayreuth von den Wallensteinischen Obristen böse Ungebühr hätten ertragen müssen, und wenn die hohen Herren ihre eigene Ehre nicht vor Schmach schützen konnten, wie viel weniger ihre Lande vor Schaden. Da wollte auch der Schulmeister zu Harsdorf seine Töchter nicht mehr auswärts im Dienste lassen, sondern rief sie heim, daß sie wenigsteos nicht ganz ohne Schutz in der gefährlichen Zeit wären, obwohl daheim am Tisch oft der Esser mehr waren als der Brote.

Eines Tages im angehenden Frühjahr 1628 stand ein großer Teil der Dorfgemeinde auf dem Kirchhof versammelt. Ein Leichenzug hatte sich von dem eingepfarrten Deps wieder über den Berg hinuntergewagt, nachdem sie zuvor ihre Leichen etlichemale anderwärts begraben hatten, aus Furcht, sie möchten auf dem Wege beraubt werden. Nun aber verhoffte man sich nach sehr unruhigen Wochen wieder eine Zeit der Ruhe. Auffallend war es wohl, daß der Pfarrherr, welcher sich Tags zuvor nach Kulmbach auf die Superintendur begeben hatte, weder dieses Tags noch heute zurückgekehrt war. Doch war ein

unvorhergesehener Aufenthalt auf dem Weg dazumal etwas gewöhnliches und der Schulmeister war schon ein für allemal angewiesen, in solchen Fällen eine Leichenvermahnung zu halten. Die hielt er denn mit großem Nachdruck und mächtiger Stimme, fehlte auch nicht, daß er allerlei beifügte, das nicht im Vermahnungsbuche stand. Schulmeister Dietmann kannte die Schrift und unterwies in geistlichen Dingen gerne. Daß er freilich einmal ungeheißen eine Taufe gehalten, war ihm ernstlich verwiesen worden. Diesmal wurde indessen die Andacht der Hörer jählings gestört. Einige Weiber liefen kreischend das Dorf herauf und riefen: „Waldau brennt, der Vortrab kommt schon über's Thal!" Wirklich, wenn man um die Kirche herumging, so sah man vom Kirchhof aus die schwarzen Rauchwolken vor dem hohen Waldauer Berge emporsteigen. Der Schulmeister schloß alsbald seine Vermahnung mit den Worten: „Kinder, lasset uns rufen zu dem Herrn der Lebendigen und der Toten, daß er gnädig sei unserem Leib und unseren Seelen, Amen." Er wollte noch das Kyrie Eleison über dem Grabe singen, in welches die Träger den Sarg eilends hinabstießen, als er aber anstimmte, da fand sich's, daß von allen Versammelten nur noch das Weib des Verstorbenen bei ihm geblieben war. Die übrigen Trauerleute, meist von dem entfernten Deps, liefen kopfüber den Bergen und ihrem Heimatsort zu. Aber auch unter den Dorfleuten verbreitete sich, man wußte nicht wie, der Ruf: „Auf den Berg, in den Wald, bringt davon, was ihr könnt!" Der Schulmeister sprach noch das Vaterunser und den Segen und warf darnach mit der Schaufel so viel Erde auf den Sarg, daß er davon bedeckt war. Wie er darnach zum Schulhause zurückging, fand er seine Kinder schon über dem Ausräumen; sie hatten die zwei Kühlein an den Wagen gespannt und legten die Betten, den Tisch und allerlei Habseligkeiten darauf. Vor allen Häusern geschah ähnliche Arbeit, ganze Heuwagen wurden geladen und fuhren vierspännig in größter Eile dem Wald zu, welcher von Norden her hart an

das Dorf stieß und darum auch bei Tag in gänzlicher Verborgenheit erreicht werden konnte. Betten, Stroh, Getreide und Brot wurden zu Haufen geschüttet und aufgeladen. Doch ließ man bedachtermaßen auch einen Teil der Vorräte zurück. Desgleichen blieben etliche bei ihren Höfen, die sich nicht von Haus und Habe trennen konnten. Auch der Dorfhirt blieb zurück mit einigen verwegenen jungen Burschen, die wenig zu verlieren hatten und das Kriegsvolk sehen wollten. „Wißt ihr was?“ sprach zu diesen der Hirt, „jetzt machen wir die Mansfelder und sagen, die seien gestern hier gewesen, hätten den Bauern ihre meiste Sach genommen, dazu die Fenster eingeschlagen und sonst tüchtig gewirthschaftet. Geschwind drauf und dran, es ist denen im Wald eitel Nutzen, wenn was ordentliches zu Grund geht, daß man ihnen nicht nachspürt.“ Fenster und Thüren einschlagen, Würste vom Schlot holen und sonst wie ein Feind hausen und das alles noch aus purer Menschenliebe, das ging den Angeredeten geschwind ein. Während die Fliehenden ausräumten und sammelten, machte sich schon die ausgelassene Schar in ihren Stuben zurecht. Einige kecke Dirnen fanden sich dazu und als sie im Dorf nur noch allein waren, zerstreute sich das junge Volk in die leeren Häuser, um sich für die Bauersleute auszugeben und ward viel böser Unfug getrieben, auch noch als der feindliche Soldatenschwarm eingerückt war, obwohl man denen traurige und erschrockene Mienen zu zeigen sich vorgenommen. Als freilich der Hirt seine Erzählung von den Mansfeldern daherbrachte, gab ihm der Korporal eine Ohrfeige und sagte ihm, daß er ein Esel und der Mansfeld seit 3 Jahren tot wäre; aber er bekümmerte sich nicht weiter darum, welches sonstige Strauchgesindel die Plünderung verübt haben möchte. Auch gefiel es den Soldaten, daß ihnen alles willig ausgeliefert wurde, in sonderheit auch die noch in den Ställen verbliebenen Pferde, und sie verfuhren glimpflich. Nur dem Klosterbauern, der sich wiedersetzte, wurden beide Ohren abgeschnitten und er mußte auf den Knieen um sein Leben betteln. In der

Schenke ging es her, daß es nicht zu sagen ist. Schlimm waren die Alten und Kranken daran, deren ein Teil der nächtlichen Kälte halber nicht mitgeflohen war. Sie waren oft ohne alle Pflege und schwebten in beständiger Furcht und Schrecken. Doch ist ihrer keines umgekommn.

Die bejahrte und kränkliche Pfarrerin wußte sich keinen Rat und ward von der Ungewißheit und tödtlicher Sorge um ihren Eheherrn so darniedergeworfen, daß sie unvermögend war, sich auf ihre Füße zu stellen. Sie blieb mit ihrer alten Magd im Hause und wurde nicht versehrt, außer daß die meiste Habe vor ihren Augen davongetragen wurde. Einen Teil zusamt den Pfarrbüchern hatten die Schulmeisterskinder mit in den Wald geflüchtet. Der Pfarrer selbst kam am zehnten Tag unversehrt zurück. Er war Not halber in Kulmbach geblieben, bis er hörte, in seiner Gemeinde sei gebrannt worden, da wagte er's und schlug sich nächtlicherweile durch die Lager, die um Kulmbach her waren und kam unangetastet heim. Sein Pferd hatte man schon vordem vom Wägelein gespannt und sein Knecht war mit den Soldaten davongezogen. Als er zum größten Trost seines Weibes wieder angelangt war, fand er das Dorf und die ganze Umgegend zwar von den Feinden besetzt, aber doch in einem erträglichen Zustand. Niemand hinderte ihn die Kranken zu besuchen und zu trösten. Nur um die Gottesdienste am Sonntag wie an den Wochentagen war es ein kläglich Ding. Unter dieser Zeit ging es aber weit schlimmer her bei den Geflüchteten im Wald. Das dichte Gehölz auf dem steilen und langgestreckten Laitschberge war ganz angefüllt mit Menschen, die gleich einer Diebsbande sich in Verborgenheit hielten. In das dichteste Gestrüpp hatte man die Leiterwägen geschoben und daselbst Schlafstellen errichtet. Kochen durften die Weiber nur des Nachts, damit man nicht des Tages durch den Rauch verraten wurde. Das übelste aber war das Stehlen und der Unfug der Jugend, welchem nun niemand zu wehren Macht hatte. Da konnte auch, wer seine Kinder gut gezogen hatte, nicht

hindern, daß sie das ärgste hörten und sahen, und verlernten, davor zu erschrecken. Nur wo eine tiefe Furcht Gottes war, konnte sie noch die Menschen vor Freveln und Wildheit bewahren. — Nach und nach gingen im Wald die Vorräte zu Ende und die Flüchtigen sagten sich, daß es im Dorf wohl immer noch besser zu leben wäre als in der Wildnis. Als darum wieder eine Einquartierung abgezogen war, kehrten die meisten in ihre Wohnungen zurück, obwohl zu gewärtigen stand, daß schon am nächsten und übernächsten Tag neuer Nachschub anrücken würde. Wie viel etliche Wochen zuchtlosen Lebens in einer Gemeinde verderben können, ward jetzt erst recht offenbar. Unter wildem Gesänge zogen die Burschen und Mädchen des Nachts umher, nicht wenige waren mit den Soldaten auf und davon gegangen.

Wider Erwarten vergingen mehrere Wochen, bis wieder neues Kriegsgetön in die Nähe rückte. Es war eine Pappenheim'sche Reiterschwadron, welche wie ein Sturmwind in der Morgenfrühe angeritten kam und noch desselben Tags weiterreiten wollte. Dem Vermeinen entgegen kam aber des Abends eine Ordonnanz von Drossenfeld angesprengt, welche vermeldete, das Regiment werde in dieser Gegend stille liegen, bis weiterer Befehl vom Generallissimo eintreffe, der zu der Zeit in Niederdeutschland lag und seine Armee mehr für künftige Zeiten zusammenhielt, als daß er oder der Kaiser ihrer für den Augenblick bedurft hätte. So lagen die Pappenheimer ganz wider ihre sonstigen Gepflogenheiten schier einen ganzen Monat still. Die Pappenheimer waren feine und rüstige Leute. Sie gingen zumeist mit dem Volke menschlich um, hatten viel Geld, und wo die Armut allzugroß war, ließen sie wohl auch ein Goldstück springen, wenn nur die Bauern sich nicht müßig zeigten, was sie befahlen, von auswärts beizuschaffen. Auch im Schulhaus hatte ein Reiter Quartier genommen, ein fröhlicher Trompeter, dessen prächtiger Apfelschimmel im Stalle neben dem einzigen übrig gebliebenen Kühlein seltsamlich anzuschauen war. Nach und nach ward's

für eine Weile ruhiger und sicherer im Land. Auch das Raubvolk minderte sich, da es mehr den Kriegsereignissen im Norden nachgezogen war. So war die Einquartierung zwar lästig, aber doch eine Last, die man tragen konnte. Der Reitertrompeter im Schulhaus war ein gar manierlicher, flotter Gesell. Dem Herrn Schulmeister fiel er mit keinem Heller beschwerlich, im Trunk war er mäßig, zum musizieren war er ein ausgesuchter Mitgesell, ja selbst den Mägdlein half er in Feld und Haus; überdies war er evangelischer Religion und guter Eltern Kind, so daß der Schulmeister sagte, wenn alle Soldaten wären wie der, so könnte das Land Wallensteins Heere tragen wie eine Gans ihre Federn. Seltsamer Weise dachte der Schulmeister gar nicht daran, daß des Trompeters ausgesuchtes Benehmen gegen ihn auch seinen besonderen Grund haben könnte. Wenn der Soldat seinen Abendtrunk statt in der Schenke lieber bei ihm nahm und oft bis tief in die Nacht mit ihm über Welthändel, Sternengeheimnisse und Religionsfragen und wer weiß, was sonst alles plauderte, so fand er es ganz natürlich, daß ein junger Mann von besserem Schrot und Korn sich lieber in nützlichen Kenntnissen unterrichten, als rohes Soldatengeplärr mitmachen wollte. Allein der Trompeter hatte Augen, um zu sehen, daß des Schulmeister dritte Tochter schön war. Und auch Babetta war nicht so blind, daß sie nicht gemerkt hätte, wie des Jünglings blaue Augen oft gar feurig nach ihr sahen, und das mißfiel ihr nicht. Er brauchte ja gerade kein gemeiner Trompeter zu bleiben, an Geld gebrach es ihm schon jetzt nicht, warum sollte es ihr also nicht gefallen, wenn er eines Tages wieder käme und etwas richtiges geworden wäre —? Daß das thörichte Gedanken waren, hätte ihr Verstand ihr wohl leicht sagen können, weil aber ihr Herz wider den Verstand war, tröstete sie sich damit, daß zu jenen Zeiten in einem Jahre vielerlei sich zu ereignen pflegte, dessen man zuvor sich nicht versehen konnte, und so sogen ihre Gedanken von den verstohlenen, Wassern, die ihr süße waren, so lang, bis sie ihr tiefer

in's Geblüt geschlagen waren, als sie selber wußte.

Das ging so fort bis zum beginnenden Sommer. Was fleißige Bauern waren, säeten Sommerfrucht und pflanzten, so weit sie Samen und Pflanzen hatten; auch des Schulmeisters Kinder gingen nicht müßig. Die schlanke Babette rührte ihre Arme flinker als je, aber nur um darnach desto eher niederzusitzen und zu sinnen — über was, das sagte sie niemandem. So hatte sie an einem der ersten Junitage noch gegen Abend vor der „Lohe" einen großen Korb Feldkraut zusammengetragen für das Kühlein und nach ihrer Gewohnheit ließ sie ihren Korb noch auf dem Rain stehen, sie selbst aber nahm auf einem Streuhaufen, der noch vom Winter her am Waldessaum liegen geblieben war, einen kühlen und etwas erhabenen Sitz und sah von dort verträumt in den allgemach sich färbenden Abendhimmel hinein, welcher hinter den gekrümmten Schattenlinien der blauen Thurnauer Berge gar fein und licht sich abhob. Die Vögel über ihr sangen vielstimmig und um ihre Füße her blühte es auf dem Rain in üppiger Mannigfaltigkeit. Schier hätte sie nach dem nächsten Maßliebchen sich gebückt, um an seinen Blättlein zu ziehen, aber sie that das nicht, sondern lehnte sich zurück und indem sie dem Schwanken der mattfarbigen Föhrenäste zusah, summte sie aus einem traurigen Liedlein die Worte:

O Heide, grün und rot,
Dein Blühen, das kann nicht helfen
Wider den bittern Tod.

Da tönte vor ihr eine weiche, klingende Stimme: „Schönen guten Abend, Jungfer, ruht sich's gut nach des Tages Last und Hitze?" Babetta fuhr zusammen, sie fühlte, wie sie rot wurde, sie sagte aber alsbald: „Um's ruhen ist mir's nicht, aber an dem schönen Abendhimmel kann ich mich nicht satt sehen; wenn's nur bald auf der Erde auch wieder einmal so friedlich wäre, wie da droben." — „Da habt Ihr recht", sagte der Trompeter, denn der war der Sprecher, „das wäre wohl zu wünschen; dann wäret ihr der Soldatenlast ledig. Doch

was uns betrifft, so haben wir euch die längste Zeit beschwert; morgen wird weiter geritten.“ Als er das sagte, merkte er wohl, daß das Mädchen bleich wurde bis in die Lippen, und er freute sich darüber. War er ihr doch eigens nachgegangen, um sie einmal allein anzutreffen; denn auch ihm lag der Abschied wie ein Stein auf dem Herzen und er wollte seiner heimlich getragenen Liebe noch irgend ein Genüge thun — welcher Art, das wußte er selbst nicht. Nun er aber die Wirkung seiner Ankündigung mit Freuden sah, war er doch zu betroffen, als daß er bald ein weiteres Wort gewußt hätte. Babetta war schneller gesammelt und fragte, ob denn der Trompeter schon einmal das Echo am Berge versucht habe; da er seine Trompete umhängen habe dachte sie, das müsse einen lieblichen Klang geben. Da war denn die Kurzweil in Gang gebracht und während auch Babette des Trompetenblasens sich zum Scherze untersing, gab ein Wort das andere, von Scheiden und vom Krieg und von dem weiteren Leben, wenn wieder Friede geworden wäre, es war aber dabei mit den beiden, wie wenn ein Strohhalm im Bach um einen Wasserstrudel schwimmt, er dreht sich gar manchesmal im Kreis um den Strudel her, endlich aber fährt er doch einmal hinein.

Johannes Möller, so hieß der Trompeter, erzählte seiner Geliebten, wie er eigentlich ungern im Soldatenstande sei; ein schneller Unwille, weil ihn der Vater zu einer reichen Heirat habe zwingen wollen, habe ihn in's Heer geführt, nun aber der Krieg flau werde, denke er manchesmal, daß er lieber in seiner Vaterstadt Schweinfurt des Vaters schöne Weinberge bebauen und den ersprießlichen Weinhandel treiben wollte, als müßig in allerlei Quartieren liegen und den Leuten ein unlieber Gast sein. Als ihm darauf Babette sagte, daß er ihr und den ihren noch keine Stunde ein unlieber Gast gewesen sei und sie noch keinen lieberen gehabt hätten, da antwortete er ihr frei, daß auch er noch nie aus einem Haus so ungern geschieden, denn er habe allda

etwas gesehen, was ihm werter sei, als alle Dinge auf der Erde. Wie er das sagte, da verlor auf einmal das Mädchen alle Gewalt über sich, sie kehrte sich ab und hub an, bitterlich und unmäßiglich zu weinen. Wie tröstend legte Johannes seine Hand auf ihre Schulter und sie litt es. Wie es alsdann geschehen, daß sich beide umfangen hielten und süße Worte von Liebe und bitterem Scheiden redeten, war ihnen selber schier unbewußt. Zuletzt aber trat Johannes fest vor seine Geliebte hin und sagte: „Warum muß es denn aber heute heute der Abschied sein, du Gute, Holde? Bin ich nicht eines reichen Mannes Sohn und kann wohl ein Weib ernähren?“ Es war der froheste Augenblick in des armen Mädchens Leben gekommen, als sie diese Worte hörte. Sie stand still und sagte gar nichts. Wie aber schauderte sie zusammen, als er weiter fuhr, wenn sie ein Paar werden sollten, so werde es wohl nicht anders angehen, als daß sie morgen mit ihm fliehe. „An ein Desertieren“, sagte er, „ist bei den Pappenheimern nicht zu denken, ist auch ein zu schändlich Ding und ein zu schändlicher Tod darauf gesetzt“ — Babette fuhr zusammen — „könnte ich aber nach dem nächsten Scharmützel einen Schuß in dem rechten Arm aufweisen, dann hätt' ich meinen Abschied mit Ehren. Für den Schuß kann man schon sorgen, wenn man einen Menschen hat, auf den man sich verlassen kann und der aus einiger Entfernung, so daß das Wams des Mannes nicht pulvergeschwärzt wird, den Armknochen sicher trifft. Ist der Abschied genommen und komme ich mit einem schönen Weib eines Tages heim, ich weiß gewiß, mein Vater weist mir nicht die Thüre und meinem Weib auch nicht.“ — „Aber du könntest ja auch“, wollte Babette einfallen. — „Weiß schon, was du meinst“, sagte der Trompeter, „von der Heimat aus fein ordentlich die Braut holen — das geht aber in heutigen Zeiten und bei meines Vaters Gemüt nicht an. Komme ich heim und rede von einer armen Braut, so geht ein neuer Verdruß an und ich komme zu keinem Ziel — fertig ist fertig. Ueberdies

habe ich auch keinen Kameraden, dem ich wegen des Schusses und der Heimlichkeit so ganz trauen könnte, das mußt du besorgen." — „Keinen?" sagte Babette fast zitternd und nicht wissend, was sie redete, — „und mein Vater, und meine große Sündenschuld?" — Dem Trompeter gingen nun aber die Worte flüssiger über die Lippen, sintemal es leichter ist, einem Menschen anzusinnen, was ihm Gewissensnot schaffen wird, als sich selber sehenden Auges in eine solche Not zu stürzen. Er wußte zu sagen, daß es auch für den Vater im Grund ein Glück sei, wenn die Tochter eine gute Versorgung finde, und daß er gewiß in späteren Jahren seine Freude daran habe werde, wenn er einmal zu dem Schwiegersohn in die Reichsstadt ziehen könne, und daß er noch manches lustige Liedlein mit dem Herrn Schulmeister und gewesenen fürstlichen Schreiber zu spielen gedenke. Daß man dem Vater insgeheim alles sage und schon jetzt sich einsegnen lasse, was Babettens letzter Trost gewesen wäre, erwies er als ganz unmöglich, schon weil eine richtige Heirat gegen allen Soldatenbrauch sei und Verdacht erwecke, dann aber auch, weil der Schulmeister hierein niemals willigen werde. Es gebe nur einen Weg, gehe sie ihn, so werde sie zeitlebens sein bleiben und auch ihres Vaters und ihr eigenes Glück, wenn gleich auf rauhen Wegen, schaffen. — Mit verfärbten Wangen und mit einer Stimme, aus der aller Klang gewichen war, sagte endlich das Mädchen: „Trompeter, diese Sache ist mir zu groß auf einmal, ich überlege sie bis morgen. Da ihr vor Tags reitet, brauchst du nur eine Stunde zuvor nach meinem Fenster zu sehen, hängt mein rotes Halstuch heraus, so bin ich, wenn ihr reitet, schon voraus und werde dich mit meinen Habseligkeiten bei den zwei Eichen an der Trebgaster Straße erwarten, ist aber das Fenster geschlossen, dann siehst du mich nimmer. Jetzt aber laß uns eilen, es wird dunkel." Hurtig hob sie ihren Korb auf den Rücken, noch einen heißen Kuß drückte sie auf des Mannes Mund, dann schieden sie. Er ging rechts der Land-

straße zu, sie mit schnellen Schritten auf dem Fußweg zum Dorf. Noch hatte sie es nicht erreicht, als zu ihrem großem Schrecken die Betglocke ertönte. Sie lief dahin wie ein gehetztes Reh und trat atemlos in's Zimmer, als eben der letzte Vers des Chorals angestimmt wurde. Als ausgeläutet war, sagte der Schulmeister streng: „Du hättest wohl merken können, daß es finster ward, kein sittsames Mädchen bleibt in jetziger Zeit bis zur Dunkelheit vorm Dorf." — Gerade weil diese Worte sie trafen, sagte Babette in einem beleidigenden Ton, daß es draußen noch nicht so finster sei, wie in der Stube, und daß sie auch nicht im Handumdrehen das Futter für die Kuh herschaffen könne, sie sei eben nicht früher fertig geworden. Solche Rede war dem Vater gerade bei seinem Liebling sehr ungewohnt, zum höchsten erregt, schrie er sie an: „Das lügst du", und unversehens knallte eine harte Ohrfeige auf des Mädchens sich wiederum verfärbender Wange. Solches war nun zwar bei damaliger harter Kinderzucht auch bei einer erwachsenen Tochter nichts ungewöhnliches. Aber Babette hatte seit ihrem 14. Jahr keinen Schlag mehr bekommen und ihr stolzes Gemüt wallte mächtig in ihr, als sie, ohne ein Wort zu sagen, die Stube verließ und sich oben in ihre Kammer einschloß. Auch der Vater hatte keine Lust zum Essen, sondern ging unwirsch zur Schenke.

Der Mond schien hell in das schmale Kämmerlein die Grillen zirpten von der Wiese her, vom Dorfweiher hörte man das Quacken der Frösche und der nahe Wald rauschte leise und wehmütig. Mit brennendem Kopf warf sich das Mädchen auf die Knie und suchte ihr Gesicht in den Bettkissen zu kühlen. Babette war kein gottloses Mädchen, und sie hatte auch ihren Vater lieb, darum rang sie schwer. Wieder und wieder holte sie ihre Bibel vom Schränkchen und las darinnen beim Mondlicht; dann trat ihr der Vater vor die Augen, zürnend mit aufgehobener Hand, dann wieder tauchte des Trompeters blondes Angesicht vor ihr auf, ihr Herz zog sich zusammen und sie wand sich vor Angst

und Jammer. Die Geschwister gingen still zu Bett, der Vater kam spät nachhause, das alles hörte Babette. Sie kleidete sich nicht aus. Als aber die 12. Stunde angerufen ward, fing sie an, wie im Traum ihre beste Habseligkeit in ein Bündel zu sammeln, und als der Trompeter sein Rößlein sattelte, sah er ein rotes Halstuch vom Fenster tief herunter hängen. Der Schulmeister reichte dem Wegreitenden noch die Hand und sagte: „Gott befohlen, Ihr seid uns ein lieber Freund geworden."

An der Trebgaster Straße trat im Morgengrauen eine schlanke Gestalt an den hinter dem Reitertrupp dreinfahrenden Marketenderwagen heran und legte, ohne ein Wort zu sagen, ihr Bündel auf das Fahrzeug. Die Marketenderin befahl zu halten und ließ die Herantretende unter bedeutsamem Grinsen aufsitzen. „Ein flotter Bursch, der Trompeter, das will ich meinen", sagte sie, „weiß aber auch, was eine feine Dirn ist." — Die Alte dachte dabei noch mit Wohlgefallen an das Geldstück, das ihr der Trompeter eingehändigt hatte, als er die Dirne ihrer Obhut empfahl. Die Neuaufgestiegene zeigte sich indessen wenig gesprächig, sondern sah verstört nach rückwärts, wo eben der spitze Kirchturm ihres Heimatsdorfes im Morgennebel verschwand.

Das Plaudern der alten Gutta und das Sinnen der jungen Gefährtin ward unterbrochen durch ein helles und frohes Trompetengetön, welches von der Spitze des reisigen Zuges her erst mutig und kriegerisch, dann süß und lieblich am Wald entlang und über das Thal hin hallte. Babette kannte dieses Spiel wohl, auch die meisten Lieder hatte sie schon gehört, ihr Herz konnte sich aber jetzt daran nicht erfreuen. Von jenseits des Thales her, unter dem Waldauer Berg, ertönte bald darnach ein Antwortblasen, es kam näher und ein kleiner Reitertrupp sprengte fröhlich über den Wiesengrund der Straße zu; ein Marketenderwagen folgte ihm auf der Fuhr. Die beiden Wagen fuhren nun selband hinter den zwei Reiterhäuflein her, und die Lenkerin des zweiten,

ein noch jugendstarkes roh dreinblickendes Weib, begann mit der alten Gutta zu schwatzen. Vom Lindauer Thalkessel herüber ward's nun auch lebendig. Mit schallendem Rufen und Johlen schwärmten die Reiterhäuflein daher und dorther, die Küraſſe und Sturmhauben blitzten im ersten Sonnenstrahl. Schwerfällige Wagen fuhren dahinter. Der Troß mehrte sich ansehnlich, und hinter einem langen Reiterzug fuhr er einher. Er hatte aus verschiedenen Ortschaften flüchtige junge Weibspersonen aufgenommen, meistens freche, schamlose Dirnen, die unter sich und mit den Troßreitern, die neben den Wagen auf und abritten, ein widerliches Wesen trieben.

In Himmelkron ward der erste Halt gemacht. Das ganze Regiment hatte sich gesammelt und mußte paradieren. Dabei ward auch dem Branntwein wacker zugesprochen, welchen die Trainweiber von ihren Wagen aus verkauften. Je jugendlicher und kecker die Verkäuferin, je mehr der kriegerischen Gestalten sie umdrängten. Die alte Gutta hatte aber unter allen den lebhaftesten Markt, die Neugier nach der verweinten schönen Dirne, die sie mitgebracht hatte, trug ihr schon nach der ersten Stunde manchen Groschen ein. Um Babette her tönte manches flattierende Wort der Soldaten und manche neugierige, auch spöttische Rede der Gefährtinnen. Sie selbst hörte aber von dem allen wenig. Von der hohen Schloßkirche her hörte sie die Morgenglocke läuten. Jetzt mußte sie auch im Heimatdorf geläutet werden, jetzt schloß vielleicht die Margaret das Turmthürlei auf — und der Vater? Drohend und zornig schwebte sein Angesicht vor ihr. Das Glöcklein, das derweilen fortläutete, dünkte ihr zuletzt, wie wenn es ein Armesünderglöcklein wäre und sie fuhr auf dem Karren zur Richtstatt. Eine Hand, welche sanft auf ihre Schulter gelegt ward, weckte sie aus diesen Gedanken auf. „Guten Morgen, Herzlieb!“ sagte der Trompeter. Und wie er so vor ihr stand, morgenfrisch und schön, da fuhr ein freudiges Rot in ihre blassen Wangen und ihr ward, als versänke alle Traurigkeit

vor ihr und die helle, schöne Sonne käme herauf. Wie aber der Trompeter eilig sein Morgenbrot gegessen hatte und sich zum Appell davonmachte, da sank die alte Traurigkeit wieder schwer auf sie herunter. „Die verschluckt ihre letzten Gewissensbisse und würgt schwer daran," meinte ein breitschultriger Schweizer, „sind sie aber erst hinunter, dann wird sie desto kecker, das sollt ihr sehen; ich kenne das, mein erster Schatz hat's gerad so gemacht." Die Prophezeihung des Schweizers wollte aber nicht eintreffen. Die „schöne Betta" blieb scheu und verstört von einem Tag zum andern und bald sagten die Reiter, wenn sie bei der alten Gutta einen Schnaps trinken wollten, dafür scherzweise: sie gingen, „dem Schweinfurter seinen Schatz zu trösten." Der wäre freilich lieber ungetröstet geblieben. Selbst der gutmütige, alte Feldwebel brachte es bei ihr nicht weit, als er bei dem Mittagsmahl des ersten Tags sagte: „Mädel, das Greinen hilft dir nix; wenn man einmal eine Soldatendirn' ist, muß man sich das Sinnieren abgewöhnen." Der gute Alte wunderte sich nicht wenig, als auf seinen Zuspruch das schöne, blasse Kind sich jählings abkehrte und aufs bitterlichste anfing zu weinen.

In Gefrees wurde des Abends die Nachtrast gehalten. Ein Teil des Regimentes und der Troß kampierten in den Zelten draußen vorm Städtlein. Nun konnte sich Babette mit ihrem Liebsten in der Abendkühle ergehen, und fast erschrack sie, als er so kühnlich ihren Arm nahm und sie zwischen den Zelten hindurchführte, und doch war sie seines Schutzes so froh. Noch waren sie nicht lange an dem Saum des nahen Wäldleins einsam miteinander hingegangen, da faßte sie sich ein Herz und sagte: „Johannes, ich hab' dir alles geopfert, alles. Willst du mir was zu lieb thun, was auch für dich nur recht und billig ist?" — Als ihr Begleiter sie darauf versicherte, daß er alles, was sie auch fordern würde, mit Freuden thun wolle, fuhr sie fort: „Ich muß noch heute dein rechtmäßiges, angetrautes Weib werden; daß ich dir wie eine Dirne nachziehen

soll, ist mir unter allen Qualen die ärgste." Dem Soldaten war dies wohl ein unerwartetes Begehren. Doch einigten sie sich schnell, daß unter der tiefsten Heimlichkeit die Einsegnung noch an dem Abend gehalten werden sollte, wofern sich ein Priester dazu bereit finden ließe. Einen solchen zu suchen, machte der Trompeter sich auf, sobald das Dunkel völlig hereingebrochen war. Der alte Pfarrherr, dem er sein Begehren vortrug, war wohl bedenklich, nicht nur wegen der ungesetzlichen Eile, sondern noch mehr, weil er zweifelte, ob man einen solch eigenwillig geschlossenen Bund segnen dürfe, doch sagte er endlich: „Ich will Euch Euer Restlein von Gewissen nicht zertreten, Ihr möget noch den Abend kommen, der Schulmeister und mein Knecht werden Zeugen sein."

Verborgen und still und doch gar feierlich ward in des Pfarrherrn Studierstube die Einsegnung gehalten. Nach derselben erbat sich zum Staunen Aller die schöne Braut noch eine Feder und schrieb auf ein mitgebrachtes Papierbögelein mit zierlichen Buchstaben eine kurze Epistel, die sie den Pfarrer bat zu versiegeln und durch jedwede mögliche Gelegenheit an den Schulmeister Dietmann zu Harsdorf gelangen zu lassen. Sie hoffte, ihren Vater zugleich zu trösten und zu besänftigen, wenn er erführe, daß sie ein angetrautes Eheweib sei und daß sie hoffe, ihn als ehrsame Bürgersfrau wiederzusehen. — Der Brief kam jedoch niemals nach Harsdorf, denn der einzige, der endlich versprach, ihn mitzunehmen, vergaß seines Auftrages.

Erleichterten Herzens kehrte Babetta am Arm ihres nunmehrigen Eheherrn nach dem Zelt zurück. Dem aber kam es seltsam vor, daß er nun ein beweibter Mann geworden war. Bis tief in die Nacht saßen sie noch allein und hatten viel zu sprechen.

Der Zug des Regiments ging in den ersten Tagen sehr eilig. Dann aber kamen neue Befehle und er ward langsamer, ging auch nicht mehr beständig nach einer Richtung, sondern hin und her, so daß man keines-

Zieles mehr inne werden konnte. So geschah es, daß ein ganzes Vierteljahr verging, ehe die Reiterschar, die sich auch mittlerweile wieder mehrmals verteilte und zerstreute, im offenen Kampf einen Feind zu sehen bekam. Von Woche zu Woche urteilte die alte Gutta, daß ihre Zeltgenossin unleidlicher werde. Dennoch konnte sie zuweilen einer Regung des Mitleids sich nicht erwehren, wenn sie die zunehmende Blässe auf dem lieblichen Gesicht ansah, oder nachts das schwere Stöhnen im Traum hörte oder am Morgen das Kopfkissen stark mit Thränen genäßt fand. Den lebensfrohen Trompeter wollte bisweilen, wenn auch er dergestalt etwas bemerkte — wiewohl er mehr den Sonnenschein als die Betrübnis auf seines jungen Weibes Antlitz zu sehen bekam — schier etwas beschleichen wie ein böses Gewissen. So war es beiden eine Erlösungskunde, als sie im Septembermonat in ein hügeliges Land eingeritten waren und sich die Nachricht verbreitete, es seien nicht fern dänische Regimenter in Kampfbereitschaft und es werde nächster Tage ein Gefecht geben. Abends in der Dämmerung führte der Trompeter sein Weib auf die nächste Anhöhe. Man konnte gerade noch in ziemlicher Entfernung eine hervorragende Waldspitze erkennen. „Dort vorüber,“ sagte er, „muß in jedem Fall das Gefecht kommen; etwa 500 Schritte im tiefen Wald aber liegt ein kleiner See, zu dem ganz gewiß weder Freund noch Feind hindurchdringt, wir sind Reiter gegen Reiter und können in einem solchen Dickicht nicht fechten. Diesen Platz habe ich mir ausersehen. Zwei Stunden nach Beginn des Gefechts magst du dort sein und meiner warten; ich selbst muß es auf den Augenblick ankommen lassen, wann ich den Wald gewinne, eine gute Muskete bringe ich mit; bring' du aber auch ein festes Auge mit für deinen Meisterschuß. — Hast du Nadel und Faden bei dir?“ fuhr er dann fort. Babette zog beides aus der Schürze und zeichnete mit einem kleinen Kreuzlein am Wamsärmel die Stelle, wo der Schuß, mit welchem sie ihren Liebsten vom Regiment lösen mußte, treffen sollte.

Noch hatte der folgende Tag kaum zu grauen begonnen, als schon zum Aufsitzen alarmirt wurde. Der Feind hatte Anstalten getroffen, sich zurückzuziehen, und das sollte verhindert werden. In zwei Hauptabteilungen schwärmten die Pappenheimer aus, sie fanden aber diesmal tapferen Widerpart und das Gefecht zog sich hin und her. Nach einem Stündlein sagte Babetta zu der alten Gutta: „Regimentsmutter, geht Ihr mit mir, ich möchte gar zu gern das Fechten sehen?" — „Dummheit," brummte die Alte, „da dürften wir unsere Haut für nichts zum Markt tragen, und du, Hasenfuß, bist dazu die letzte." — „Ich hab' noch niemals einen Streit gesehen und werde ihn heute schauen," sagte darauf der heute ganz verwandelte Pflegling, „geht Ihr nicht mit, so geh' ich allein." — „Wirst bald wieder da sein," lachte die Alte, „wenn du einmal die Rosse wiehern und die Feldschlangen krachen hörst." Ueberdem warf aber die Andere schon ein Tuch um ihre Schultern und ging mit leichten Schritten und glänzenden Augen davon. „Verrücktes Mädel," murmelte es hinter ihr her, „wo Andere lustig sind, heult sie und einem Reitertreffen läuft sie nach, wie wenn es auf den Tanzboden ginge. Wird aber wohl nicht weit kommen."

Es war in der That kein Leichtes, über dünn bewaldete Hügel und freie Thalfluren hinweg die verabredete Waldspitze zu gewinnen. Nicht weit davon wogte der Kampf hin und her, zu dem sich wider Erwarten auch Fußvolk und Kanonen gesellt hatten. Oefter als einmal krachte über Babettens Kopf eine verflogene Kugel im Geäst, oder wühlte zu ihren Füßen eine solche den Sand auf. Einmal kam auch ein Knäuel Streitender in schaurige Nähe. So schrecklich hatte sie sich das greuliche Lärmen des Handgemenges, das bald helle, bald dumpfe Dröhnen der Schwertschläge und das Niedersinken der Getroffenen nicht gedacht. Fast wäre sie vor Grauen angewurzelt stehen geblieben, aber sie flog dennoch in schnurgerader Richtung über die Wiesen hin, ehe der Streit ihr etwa gar

den Weg versperren konnte. Fast atemlos kam sie im Walde an und ein Zittern befiel sie, als sie nun waldeinwärts sich den Weg zu ihrem Ziel bahnte. Am Rand des kleinen Sees hatte der Trompeter schon sein Roß an einen Baum gebunden und wartete. Es war ihm über Verhoffen schnell geglückt, sich zu versprengen und im Wald zu verschwinden. Er schüttelte ihr kräftig die Hand mit der Rechten und sagte lachend: „Das ist hoffentlich zum letzten Mal für eine Weile mit dieser Hand. Nun aber schnell an's Werk, besser ist besser.“ Damit reichte er Babette die an einem Baum lehnende Muskete und reckte auf einige Schritte Abstand seinen Arm in die Höhe. Durch den Wald her hörte man deutlich Trompetengetön und Getümmel des herangenahten Kampfes. Mechanisch nahm Babette die Muskete und zielte. Alles Zittern war ihr vergangen. Nur das Losdrücken gewann sie nicht leicht über sich. Sie wandte zweimal ihr Gesicht ab, bis sie endlich das drittemal Feuer gab. Alsbald sank der Arm des Trompeters herunter, eine Blässe überzog sein Angesicht und er sagte, die Zähne zusammenbeißend: „Du hast wahrhaftig gut getroffen, Mädel, der Arm hat sein Teil.“ Babettas Blut klopfte ihr noch in allen Adern, sie warf das Gewehr mit Entsetzen von sich und sagte tief aufatmend: „Gott sei Dank, daß dieser Augenblick gekommen ist, und daß er vorüber ist!“ Als sie aber dann näher trat, ward sie fast ebenso bleich wie der Verwundete, indem sie sagte: „Ich habe meinen Mann zum Krüppel geschossen.“ Johannes sammelte sich mühsam und suchte sie zu trösten. „Du mußt zur Strafe forthin selber seine rechte Hand sein“, sagte er zu ihr, „komm jetzt gleich her und zieh mir das Fadenkreuzlein vollends aus dem Aermel, es könnte Verdacht wecken.“ Als sie nach dem Faden suchten, fand sich's, daß die Kugel genau mitten auf dem Kreuzpunkt getroffen hatte. „Wetter, Mädel“, sprach der Verwundete mit einem mattem Lächeln, „du könntest dein Glück bei den Scharfschützen machen. „Ich will aber lieber mein Glück bei der Feldmusik machen“, sagte sie darauf, und als sie mit der

Hand über seine blasse Wange fuhr, war es als ob sie mit ihrer festen und zugleich zarten Berührung wieder das Rot hervorzauberte. Rasch schieden die jungen Eheleute von einander. Johannes führte sein Rößlein an einer entfernten Stelle aus dem Wald heraus und sah wie seine Kameraden, deren Sieg sich inzwischen entschieden hatte, auf der Verfolgung ferner rückten; bald fand ihn der Feldscher und führte ihn mit anderen Blessierten zu den Quatieren zurück. Beim Verbinden sagte der alte kundige Wundarzt: „Trompeterlein, du bist deine längste Zeit geritten, sie haben dich bös getroffen, gerad in die Maus."

Babette kam erst gegen Mittag auf Umwegen zur alten Gutta zurück und erzählte ihr eine grausige Geschichte, wie sie ihre Neugier durch schreckliche Gefahren und Abenteuer habe büßen müssen. Noch niemals hatte sie so viel und vorbedacht gelogen.

Es war gut, daß in den Kriegsereignissen wieder einige Wochen Stillstand eintrat. So konnte der blessierte „Schweinfurter" in Ruhe und unter der erfaherenen Pflege des Feldschers die Heilung seiner übeln Wunde abwarten. Sein Weib konnte ihn untertags nach Belieben pflegen und hatte dabei Tage des beständigen Glücks, dessen hellster Sonnenstrahl die Hoffnung war, daß nun bald alles sich wenden und zum Guten enden werde

Etwas mehr als 8 Tage waren so vergangen, als ein Befehl eintraf, welcher in den Wallensteinischen Heeren viel mißmutige Angesichter machte. Auf das Drängen seiner Feinde am kaiserlichen Hof hatte der Generalissimus sich dazu verstehen müssen, 18000 Mann seiner Truppen binnen 3 Wochen zu entlassen. Es wurde Umfrage gehalten, wer freiwillig auszutreten gewillt sei. Unter den Pappenheimern fanden sich solche nur zwei. Die Andern wurden durchs Los bestimmt, und erhielt jeder Austretende sein Rößlein und Waffenzeug samt 10 Goldgulden als Geschenk. Hätte man das 8 Tage früher ahnen können, so wäre der Mann, der am Tage der Entlassung mit den Andern als geheilt seinen Ab-

schied bekam, nicht mühselig mit einem lahmen Arm davongeritten. Doch bekümmerte er sich darüber nicht allzu hoch. Er ließ den Sattel so zurichten, daß sein junges Weib vor ihm die Quere sitzen konnte, und unter nicht geringem Aufgeschau der Zurückbleibenden trabten die beiden an einem klaren Oktobermorgen mit fröhlichen Gesichtern von dannen. Sie hatten die Richtung nach dem Rheine eingeschlagen, weil Johannes diesen Weg für den besten und leichtesten hielt. Ging's auch durch manche verwüstete Dörfer und finstere Wälder, so vermochte doch das alles nicht, den Sonnenschein auf den Gesichtern der Reitenden zu verscheuchen, mit welchem das Tagesgestirn am herbstlich blauen Firmament wetteifern zu wollen schien. „Ganz, wie es in den alten Wundergeschichten steht", konnte sich Babette nicht enthalten zu sagen, „wie der hörnerne Siegfried mit seiner Kunigunde, oder wie der Königssohn mit seiner Aschenpuddel, ich komme mir selber wie halb verzaubert vor." „Könntest du nur auch unser Schimmelein bezaubern", meinte der Trompeter, „daß es uns zwei so leicht und mühelos trüge, wie das in den alten Märlein geht; so aber müssen wir uns mit mäßigen Ritten begnügen und öfter einmal absitzen." Auch das Absitzen war an und für sich keine unvergnügliche Sache. Sie wählten dazu gewöhnlich ein schattiges grasiges Plätzlein am Wald oder eine einsame Straßenherberge und der Klang der Trompete zusamt dem weithin schallenden Widerhall verkürzte die Raststunden so, daß sie das Reisen um so lieblicher machten. Am 6. Tage sah man in der Ferne den großen Rheinstrom in der Abendsonne blitzen. Von da an aber erwachte in Babette eine stets wachsende Ungeduld, vorwärts zu kommen, hinauf an den Main und gen Schweinfurt, wo die Aufnahme im Möllerischen Hause ihr Schicksal erst vollends entscheiden sollte, und dann noch weiter mainaufwärts, bis dahin, wo das Trebgastbächlein in den Weißmain fließt und wo man nur noch zweimal um die Ecke zu biegen braucht, bis der Harsdorfer Kirchthurm hinter den Bergen hervor-

taucht. Heim zu den Ihren! Diese Sehnsucht wurde unaussprechlich groß. Den Vater zu versöhnen und wieder mit Ehren vor Geschwister und Nachbarn treten zu können — dagegen wogen ihr alle Lieblichkeiten des Rheinstroms und seiner grünen Ufer nichts mehr. Statt zu rasten, wollte sie viel lieber dazwischen eine Strecke neben dem Rößlein hergehen, damit sie doch nicht müßig lägen. Johannes wollte den sehnsüchtigen Wünschen seines Weibes nicht zuwider sein, er verbiß den stechenden Schmerz, der in seinem Arm bei den vermehrten Strapazen sich zu regen begann, und sie zogen in raschen Tagesritten an Städten, Dörfern und Burgen, von denen ein Teil frisch zerstört war, vorüber, den Strom hinauf Als sie aber am Fuße des berüchtigten Lurleifelsen ein wenig gerastet hatten und Babette große Lust hatte, zu plaudern und zu singen, fiel ihr auf, was sie schon länger zuweilen gedacht, daß ihr Gatte mit jedem Tag schweigsamer und verdrossener werde. Da gestand er ihr auf ihre Fragen, daß er von heftigem Schmerz in der Wunde gequält werde und daß ihm das Gehen und Reiten sauer ankomme.

Wie ein Wölklein an einem Wettertage klein am Himmel auftaucht, aber bald immer größer und immer finsterer sich ausdehnt, so erging es mit dieser so unerwartet daher getretenen Sorge. Die Ritte wurden von einem Tag auf den andern kürzer, die Trompete hing müßig am Sattel, bald mußte ein ganzer Rasttag gemacht werden. Johannes ward ernst, schweigsam und leicht zum Zorn gereizt. Da sahen sie an einem Tag aus einem Seitenthal von einem Kirchturm über dem Kreuz den Wetterhahn grüßen. Da freuten sie sich alle beide, wieder ein evangelisches Gotteshaus zu sehen. Nach einer Weile sagte Johannes: „Weißt du, nach was mich verlangt? — ich möchte wieder einmal das Nachtmahl feiern.“

Ueber diese Rede war das junge Weib hoch erfreut. Sie hatte schon lange im Stillen gefürchtet, ihr Mann möchte ein ungläubiges, gottloses Herz haben,

wie so viele Soldaten. So lenkten sie denn ihr Rößlein das schmale Thälchen hinan und machten an diesem und dem folgenden Tag Rast. Es traf sich gerade, daß der zweite Tag ein Sonntag war. Nach der Kirche und Kommunion meinte Johannes, es würde ihm am besten thun, wenn er eine oder etliche Tage zu Bette der vollen Ruhe pflegte. Sein Weib machte ihm in der großen Oberstube der Dorfschenke ein reinliches, bequemes Bett zurecht, setzte sich an seine Seite und wußte so viel Geschichten und Lieder aus ihrer Erinnerung hervorzurufen, daß sie beide über dem Plaudern wieder ganz frohen Mutes wurden und einen stillen, friedlichen Sonntag verlebten. Trotzdem ist Johannes Möller von jenem Lager nicht wieder aufgestanden.

Als er am vierten Tag immer noch darniederliegen mußte, dabei die Schmerzen immer heftiger wurden und immer weiter den Arm hinauf griffen, von außen aber ein trüber Herbstnebel um das Haus lag und das erste Eis sich über die Fenster gesponnen hatte, da sagte er des Morgens: „Ich glaube, ich hab' mich an meinem Schöpfer versündigt, daß ich dich meinen Arm so freventlich zuschanden schießen hieß, mir ahnt, es will jetzt nichts gutes werden; wenn ich nur dich noch in mein Vaterhaus bringen und deiner Versorgung gewiß sein könnte; die Sorge um dich quält mich mehr als alle Schmerzen.“ — Babette kam nicht dazu, viel über sich und ihre Zukunft nachzusinnen. Sie meinte nicht anders, als sie müßte es erbeten und erarbeiten, daß dieser gesunde, junge Mann wieder genese, da ja doch seine Wunde schon geheilt war und er sich nur im Reiten zu hart angestrengt hatte. Sie wollte es auch nicht glauben, wenn die Wirtsleute sagten, der Kranke magere mit jedem Tag mehr ab und sein Gesicht werde immer verfallener, seine Stimme immer schwächer. Vier schwere Wochen vergingen so; da mußte die junge Frau Babette Möller den Apfelschimmel verkaufen und den ersten Thaler des Erlöses auf einen einfachen schwarzen Trauerrock verwenden, den zweiten aber für einen grob

gehobelten Sarg, in welchen man den Mann legte, an dem all ihre Lebenslust, all ihre Liebe und all ihre Hoffnung gehangen hatte. Als die stille Einsegnung auf dem Kirchhof gehalten wurde, hörte man von den Bergen drüben das Jauchzen der Winzer, welche eben mit der Weinlese beschäftigt waren. Sein Waffenzeug und seine Trompete hatte sie dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben. Nun stand sie wie ein Steinbild und schaute zu, wie der Totengräber das Grab zuschaufelte und den Hügel darüber aufwarf. Sie hatte von dem, der darunter lag, nicht mehr, als einen Ring, den sie ihm vom Finger gezogen, und einen Brief, den er noch an seine Eltern gerichtet hatte; doch konnte er ihn nicht mit eigener Hand schreiben, sondern mußte ihn ihr in die Feder diktieren. Auf diesem Brief und der Aufnahme, die er zu Schweinfurt finden mochte, stand jetzt alle Hoffnung der jungen Witwe für die Zukunft. Sie kümmerte sich aber darum wenig, ihr war überhaupt, als gälten ihr alle Dinge in der Welt gleich.

Ein Schleppschiff, das des Tages noch rheinaufwärts fuhr, nahm sie gegen ein billiges mit nach Mainz. Die Fahrt ging aber langsam, mühevoll und trübselig. Das beste war noch, daß außer den Schiffsleuten, zwei Männern und einem alten Weib, gar niemand mit auf der Fahrt und darum die Einsamkeit groß war. In Mainz fand sich wegen des Eises kein Schiff mehr, welches nach Schweinfurt gefahren wäre. Da machte sich Babette mit ihren wenigen Habseligkeiten zu Fuß auf den Weg, und erfuhr jetzt erst recht, wie mühevoll und gefährlich es in unruhigen Zeiten sei, ganz allein eine weite Reise zu machen. So oft von ferne auf der Straße ein Reiter oder sonst ein Wanderer sichtbar wurde, lugte sie mit ihren scharfen Augen angstvoll aus, schlich sich im weiten Bogen um etwa verdächtig scheinendes Wegvolk herum und kam endlich im tiefen Winter, nachdem schon das heilige Christfest gefeiert war, zu Schweinfurt an.

Als sie auf der steinernen Treppe des Möllerischen

Hauses stand, befiel sie eine Mutlosigkeit, daß sie am liebsten alsbald wieder weiter gegangen wäre. Sie hatte vom Landfahren ein ungeschlachtes und ärmliches Aussehen gewonnen und es schien ihr, sie passe nicht zu diesem reich und vornehm aussehenden Haus, und dies Haus passe nicht zu ihr. Auch mit dem Mann, der ihr der Liebste gewesen war, dünkten ihr die blankgeputzten Thüren und die stattlichen Zimmer, welche man durch die Fenster sehen konnte, nichts gemein zu haben. Doch, um seinem letzten Willen nachzukommen, hub sie den seltsam geformten messingenen Thürklopfer und pochte vornehmlich. Dem zierlich gekleideten Dienstmädchen, welches heraustrat, übergab sie nun den Brief und sagte ihr, derselbe sei für den Herrn Möller und die Herrin und sie solle der Antwort warten. Darnach schloß sich wieder die Hausthüre und sie stund eine lange Weile draußen in Wind und Schnee.

Unterdessen ward das Möllerische Ehepaar, welches mit den zwei Töchtern unter verschiedenerlei Beschäftigungen an einem schweren, wachsgeglätteten Tisch saß, durch den Brief in nicht geringe, aber ungleiche Bewegung versetzt. Der Brief lautete:

Meine teuren, herzliebsten Eltern!

Ob ich gleich Euer Haus in Zorn verlassen habe, und wohl wissend bin meines Unrechtes, das ich an Euch, verehrter Herr Vater und vielliebe Mutter, im unbedachten Leichtsinn begangen: so denke ich jedennoch, daß Ihr diesen Brief, so er vor Euere Augen kommt, nicht mit Zorn, sondern mit gutem, väterlichen Willen lesen werdet, wasmaßen der Tod alle Uebelthat sühnet. Denn so möget Ihr denken und wissen, daß, wo dieser Brief vor Euch kommt, statt meiner, ich schon nicht mehr in diesem Leben sein werde. O, daß mir doch Gott schenkte, noch einmal Euer Angesicht zu sehen und Euch meine Reue und meine Liebe und ingleichen meine letzte Sorge und Anliegen mit eigenem Munde zu sagen. Noch vor gar kurzer Zeit habe ich gehofft, Euch alle gesund und froh zu schauen und in meine liebe

Vaterstadt heimzukehren, nachdem ich vom Soldatendienst durch sonderliche Gelegenheit wieder freigekommen und auch in solcher Hoffnung eine christliche Jungfrau, eines ehrsamen Schulmeisters Tochter, zu meinem ehelichen Weibe genommen habe, welche Jungfrau mir auch vornehmlich meinen Sinn geändert und selbigen vom Soldatenstande abgewendet hat. Nun ich aber mit selbiger mich angeschickt habe, wieder in meine teuere Heimat zu reisen und meinen Eltern ein gehorsamer Sohn zu sein, bin ich von unverhofftem, schweren Mißgeschick betroffen worden, welches ich nicht anders denn für eine göttliche Strafe und Heimsuchung halten kann; maßen mir nämlich ein Schuß im Arm, nachdem selbiger zuvor schon geheilet, nunmehr mit neuem und vermehrtem Uebel ist ausbrüchig worden, dergestalt, daß ich mich sogar meines Lebens, so es Gottes Wille ist, verzeihe. Ach, meine teueren Eltern, welch ein elend und betrübt Ding ist es doch, in der Fremde zu sterben.

Wollet Ihr aber eine letzte Barmherzigkeit an mir thun, so ich wirklich nun davon muß, so flehe ich Euch an, daß Ihr gütig und freundlich sein möget meinem lieben Weib, durch welche ich diesen Brief schreibe und senden werde, daß Ihr Euch auch annehmen möget der Leibesfrucht, welcher sie, noch ehe dieses Winters Ende sein wird, erharret, als Eueres eigenen Fleisches und Blutes.

O, möchte dieser Brief nie vonnöten sein, in Euer Haus getragen zu werden, sondern möchte es mir verliehen werden, mit genesener Leibeskraft Euch zu versöhnen, oder selber für mein Weib und die meinen zu sorgen. So mir aber solches, als ich befürchte, nicht werden sollte, so möge die väterliche und mütterliche Liebe Euere Herzen bewegen, daß Ihr die, so ich nun nur Euerer Gütigkeit zu befehlen weiß, nicht von Euch stoßet, sondern Barmherzigkeit thut an Euerem gehorsamen, alsdann aber wie zu befürchten toten Sohn

Johannes.

Als der Vater diesen Brief gelesen hatte, ward er blaß, aber er sprach kein Wort. Die Mutter brach in

viele Thränen aus und rief nur immer: „mein armer Johannes, mein einziger Sohn, warum hat es uns so mit dir gehen müssen?“ Endlich sagte der Kaufmann, indem er die Achseln zuckte: „diese Sache ist vollkommen undeutlich und ungewiß. Der Brief ist durch eine fremde Hand geschrieben, wer weiß, ob nicht ein schändlicher Betrug mit uns getrieben wird. Und wenn dem nicht so ist, wer weiß, was für eine Dirne sich an ihn gehängt und mit was für Listen sie ihn gefangen hat und denkt nun, sich in ein warmes Nest zu setzen.“ — Man sollte aber doch die Frau sehen“, sprach die älteste Tochter, ihres Bruders Ebenbild, dazwischen. „Kommt darauf an“, sagte der Vater. „Fanny!“ das Dienstmädchen erschien und that auf ihres Herrn Frage, wie das Weib, das den Brief gebracht, aussehe, den Bericht: „Ja nun, sie schien mir wie eine landfahrende Dirne.“ — „Und solch eine Weibsperson soll ich in mein ehrenwertes Haus führen und soll sie neben meinen Kindern am Tisch sitzen lassen“, rief hierauf der Kaufmann, sich wie im Zorn gegen seine älteste Tochter wendend. „Das hat er um mich verdient, der — doch ich will seiner Sünden nicht mehr gedenken, wenn er etwa wirklich tot sein sollte. Aber das sage ich, die Landstreicherin kann ich nicht nehmen. Ist sie eines Schulmeisters Tochter, so mag sie wieder zu ihren Eltern gehen, die werden sie ja wohl kennen, ich kenne sie nicht. Das Pfleggeld, das man in solchen unliebsamen Fällen zu zahlen pflegt, mag sie zu allem Ueberfluß haben. Damit soll sie aber gehen. Sehen will ich sie nicht. — Fanny, das gibst du der Weibsperson, auf weiteres, sage ihr, können wir uns nicht einlassen.“ Damit rollte er eine Anzahl Goldstücke in ein Papier und gab es dem Mädchen. Währenddem saß seine Ehefrau in ihrem Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, ohne weiter auf das, was gesprochen ward, zu achten, während ihre jüngste Tochter sie zu trösten suchte. Sie dachte an nichts anderes, als an ihren Sohn und sein klägliches Ende. Hätte sie an der Beratschlagung An-

teil genommen, dieselbe wäre wohl zu einem anderen Schluß gekommen. So aber öffnete das Dienstmädchen mit einer geringschätzigen Miene die Hausthür und sagte zu der Fremden: „Da, das schenkt dir die Herrschaft, weiter kann sie sich auf nichts einlassen.“ Babette nahm gelassen das Päckchen, öffnete es und drehte das Papier zweimal nach beiden Seiten, als suchte sie nach Worten, die darauf geschrieben sein könnten. Als sie es aber leer fand, warf sie das Geld auf die Strohmatte, die im Hausgang gebreitet war und sagte: „Ich habe nicht mehr erwartet; das Geld mögen sie behalten.“ Fanny bückte sich, indem die Fremde wegging, sorgsam nach den Goldstücken und berichtete drinnen, die Person habe das Päckchen aufgemacht und dazu gesagt, sie habe nicht so viel erwartet; von dem Gelde sagte sie nichts. „Jetzt weiß ich gewiß“, sagte der Herr Möller, „daß sie eine Betrügerin und schlechte Dirne ist, ich aber war wieder ein gutmütiger Narr.“ Trotzdem trug der Herr Möller keine Neigung, die Betrügerin zu verfolgen; ein unbehagliches Gefühl machte, daß er lieber die Ueberbringerin des seltsamen Briefes weit von seinem Hause wissen wollte. Dies Unbehagen ward noch vermehrt, als seine Ehefrau den Brief wieder und wieder las und schließlich dringend erklärte: „Es hilft nichts, Fritz, wir müssen die Person noch einmal herschaffen, es drückt mir sonst das Herz ab, wenn ich nichts gewisses erfahren kann.“

Die Weggewiesene war aber eilig von dannen gegangen und noch nahe bei der Stadt hatte ein Trupp Reiter, der von Mainberg daher sprengte, sie bewogen, seitwärts über die Weinberge ihren Weg durch den Wald zu nehmen, so daß man sie trotz aller Nachforschungen nicht mehr fand. Der Frau Möller hat denn wirklich noch in jenem Winter die Ungewißheit über ihres Sohnes Geschick das Herz abgedrückt. Der aber, welche Gewißheit und auch etlichen Trost hätte geben können, war damit nichts geholfen.

Babette setzte kümmerlich und mit schwerem, trost=

losem Herzen ihren winterlichen Weg fort, den Mainfluß hinauf. Schwerer als alle Mühen der Wanderung lastete auf ihr die Frage, wie der Empfang sein werde, den sie im Haus ihres Vaters finden würde, und ob er die schwere Sünde ihres Ungehorsams ihr werde vergeben können.

Kurz nach dem Fest der Erscheinung Christi wurde sie endlich ihrer heimatlichen Berge wieder ansichtig. Die Hoffnung, welche, wäre ihr Johannes am Leben geblieben, ihre süßeste Freude gewesen wäre, ward ihr nun mehr und mehr zur peinvollen Sorge. Es stand vor ihr wie eine dunkle Furcht, daß ihr gerade um dessentwillen noch neues Ungemach erwachsen werde.

Die Wintersonne hatte schon ihren Mittagspunkt überschritten, als die Heimkehrende scheu und mit bebendem Herzen das Mainthal verließ und die letzte Strecke ihres Weges antrat. Doch hatte sie vor der Trebgaster Straße eine unüberwindliche Scheu und nahm darum ihren Weg über den Wald, obwohl der Berg mit tiefem Schnee bedeckt war. Fast wollte ihr Herz froher schlagen, wenn sie dachte, wie nahe sie nun am Heimatdorf und am Vaterhaus war. Wäre nur auch die Heimkehr schon vollendet gewesen. Sie hegte die leise Hoffnung, ihr Vater möchte wegen des jetzt zur Fällung kommenden Schulholzes einen Gang zum Walde haben und ihr etwa begegnen. Nichts tröstlicheres hätte sie sich gewünscht, ihn wollte sie zuerst sehen und nicht zuvor die Nachbarn und die Dorfleute; „ich will zu meinem Vater gehen,“ sprach sie für sich, „aber nicht zu dem älteren Bruder, dessen Gericht mir ohnedem nicht erspart bleiben wird.“ Ach ja, die Geschwister und die Leute im Dorf, was würden sie sagen? Doch sollte das immer noch ein Geringes sein, wenn nur der Vater durch eine gnädige Fügung ihr zuerst in den Weg geführt würde. Unter solchen Gedanken schritt sie eilig durch den Wald. Sie war schon ziemlich weit die Fuhr herabgekommen, welche schräg über die Bergeshöhe hinunter dem Dorf zuführte. Da sah sie in

einiger Entfernung eine hohe Gestalt in die Fuhr einbiegen, es war keine Täuschung ihrer Augen, es war ihr Vater. Sie trat aus dem Weg in das Föhrendickicht zurück, von dort aus dachte sie sich dem Herkommenden zu Füßen zu werfen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Sie sah als er höher heranstieg eine große Veränderung in seinem Wesen; sein noch im vorigen Sommer tiefschwarzes Haar war stark ergraut, sein Gesicht war trüb und noch strenger als sonst, doch gingen seine Schritte noch leicht und mühelos den Berg heran und es währte nicht lange, so hatte er den Ort ihres Versteckes erreicht. Babette preßte mit allen Kräften ihre beiden Hände aufs Herz, trat, als er auf einige Schritte nahe gekommen war, auf den Weg heraus und sank vor ihrem Vater auf die Knie. „Vater,“ weiter vermochte sie nichts zu sagen. Die übrigen Worte des verlorenen Sohnes wurden von ihrem heftig ausbrechenden Weinen und Schluchzen unterdrückt. Eine schnelle Regung der Freude schien zuerst den Schulmeister zu überwältigen und er wollte schon seine Hände ausstrecken, aber plötzlich, während sein Auge auf der Gestalt der Tochter haftete, verwandelte sich sein Gesicht furchtbar, es zog etwas unsäglich Finsteres darüber, er wandte sich kurz um und ging mit raschen Schritten wieder die Fuhr zurück, um eine Strecke weiter unten nach der Seite abzubiegen, und auf einem andern Weg wieder waldeinwärts zu gehen. Erst als seine Gestalt verschwunden war, begann Babette wieder ihre Gedanken zu sammeln. Ihrem scharfen Auge war trotz ihrer heftig bewegten Seele die plötzliche Umwandelung und auch der Grund derselben nicht entgangen. Auch in ihr war jetzt eine Veränderung vorgegangen. Sie hatte ihrem Vater von ihrer Ehelichung geschrieben; war es recht von ihm, daß er jetzt, vielleicht wegen eines falschen Scheines vor den Leuten, sie verleugnete? Ihr Vater hatte ihr Unrecht gethan und sie damit selbst an ihrer Ehre verletzt. So dachte sie. Alle Rührung und alle Liebe, die sie noch

im Augenblick zuvor erfüllt hatte, war damit wie mit einem Male vernichtet, aber es war auch wie wenn die junge Witwe selbst damit vernichtet worden wäre. Keine Röte des Zornes stieg mehr in ihre Wangen, dieselben blieben bleich und fahl, sie zürnte nicht und weinte nicht, sie vermochte überhaupt nichts mehr weiter als wieder auf die Kniee niederzusinken und zu murmeln: „Nun so helfe mir Gott — oder der Teufel.“ Sie wußte nicht, was sie redete. Es war aber merkwürdig, daß sie kaum diese Worte geredet hatte, als sie ihre Schulter von hinten derb angegriffen fühlte und eine rauhe tiefe Weiberstimme hinter ihr sagte: „Ja ja, der Herr Schulmeister hat keine rechte Freud haben wollen an seiner Schönsten. Was so eine kleine Lustreis' nicht alles machen kann.“ Die so Angeredete fuhr zusammen. War dies eine Antwort auf ihre freventliche Rede? Sie kannte das stämmige wettergebräunte Weib, das mit einem Korb auf dem Rücken soeben aus dem Wald getreten sein mußte, wohl; es war die schwarze Marg, von der Niemand recht wußte, womit sie sich beschäftigte und wie sie sich ernährte, doch ging allgemein die Rede, daß sie ihre Seele dem Bösen verschrieben habe und im Verborgenen in einer Waldhütte unheimliche Künste treibe, weshalb sie auch nur die Teufelsmarg geheißen wurde. „Die Teufelsmarg,“ sagte darum auch Babetta nur tonlos vor sich hin. „Brauchst mich nicht zu schelten, Grünspecht,“ antwortete hierauf das Weib, „bist nicht besser dran wie ich, wenn ich recht seh; und darum erbarmst du mich auch. Vielleicht ist mein Herz noch lang nicht so schwarz wie mein Haar und meine Name — bei manchen ehrbaren Herrschaften solls umgekehrt sein. Ich will dir was sagen, schöne Betta, ausgestoßene Leute müssen einander nicht schelten, sondern helfen. Was willst denn jetzt eigentlich und wo willst hin, drunten ists nichts mehr, das hast sehen können.“ „Was ich will? Wo ich hin will? Wenn ichs wüßte!“ gab Babetta in verzweiflungsvollem Ton zur Antwort, und sie ließ es sich gefallen als das zungenfertige Weib

anfing, ihr weitläufig die verschiedenen Wege, die sie einschlagen könne, auseinanderzusetzen: einen Dienst in der Gegend suchen, mit dem nächsten Soldatenzug aufs Neue davongehen, mit der Marg gemeinsame Sache machen, was ihnen Beiden zu gut kommen würde, selbst des Aufhängens gedachte sie, überall das Für und Wider gegen einander abwägend. In den früheren Zeiten hatte Babetta sich nicht leicht von Jemanden raten lassen, zumal ungebetenen Rat hatte sie mit schnellen Worten abzufertigen gewußt; aber eine schwere Last des Unglücks nimmt nicht selten mit manchem Anderen auch die Schärfe des Geistes und die Kraft des Entschlusses hinweg und der Unglückliche läßt sich von Leuten beraten, auf die er in guten Tagen wenig gegeben hätte. So hörte Babetta wie ein ungeschicktes, blödes Kind alles an, was die schwarze Marg ihr vorredete und folgte ihr zuletzt willenlos, als sie ihr anbot, fürs erste einmal mit ihr in ihre Behausung zu gehen und dort die Nacht zu verbleiben, sie werde ja dann sehen, wie sie mit einander auskämen. Blieb sie mit ihr nur etliche Wochen zusammen, so wolle sie ihr beistehen in der Zeit, wo sie Beistand nötig haben werde.

Die schwarze Marg hatte sich auf dem „dürren Haag," da wo man des Weges nach Benk geht, im tiefen Wald eine einsame Hütte gebaut, die dick mit Erde und Moos überdeckt war und gegen die Kälte reichlichen Schutz gewährte. Sie hatte wohl gewußt, was sie that, als sie die Schulmeisterstochter an sich zog, zu deren unglücklicher Zusammenkunft mit ihrem Vater sie zufällig gekommen war. Es war ihr nicht unbekannt, daß das Mädchen außerordentlich geschickt zum Singen sei, und eine solche Genossin hätte sie sich schon längst gewünscht. Da das Bettelvolk sich mit jedem Jahr mehrte und der Geber immer weniger wurden, trug der gemeine Bettel weniger als früher; sang sie mit einer Genossin vor den Häusern, so verhoffte sie sich bei weitem reichlichere Gaben. Ueberdem

wäre ihr auch bei allerlei anderweitigem dunklen Erwerb eine jugendliche und schöne Gefährtin von großem Nutzen gewesen, doch nahm sie sich klüglich vor, von dieser letzteren Sache noch für die ersten Monate zu schweigen, bis sie den Sinn ihrer Gefährtin besser erkundet und sie allgemach in ihre dunkeln Wege und Künste hineingeleitet hätte.

So gingen denn die Beiden selband in den Dörfern und auf den Höfen umher und trotz der kärglichen Zeit fehlte es ihnen an keinerlei Bedarf. Nur zweierlei hatte Babetta sich ausbedungen, daß ihr Heimatdorf stets umgangen werde und daß sie keine fröhlichen Lieder zu singen brauche. So zog sie denn mit der Teufelsmarg Tag um Tag und sang ihre Weisen so traurig, daß es gar Manchem in die Seele schnitt und er aus Mitleid reichlich spendete. Außerdem kümmerte sie sich überhaupt um wenig, ging stets mit niedergeschlagenen Augen, sprach fast nichts und schien wie Eine die ihrer gesunden Sinne nicht mächtig sei. So ging es bis zwei Tage vor Mariä Heimsuchung. Sie waren eben mit einanander an einem Hof vorübergezogen, an welchem die Marg vor einem Fenster einen Korb mit Nüssen gesehen hatte, dem wollte sie auflauern und ihn bei guter Gelegenheit mitnehmen. Aber noch war sie nicht lange zurückgeblieben und um den Hof geschlichen, als ein Feldjäger, der vorüberritt, ihrer ansichtig wurde, sie unversehens ergriff und mit Handschellen geschlossen in das Haus des Bauers führte. Bald hörte man drinnen schallende Stimmen, welche laut durcheinander sprachen und der Marg schreckliche Dinge vorwarfen: da habe sie eine Kuh verhext und dort einen Pack Linnen gestohlen, ja selbst ein junges Kindlein erwürgt und einen alten Mann vergiftet, an dem, was sie jetzt gewollt, wären wohl die Nüsse noch das Unschuldigste. Babette schlug, so schnell sie konnte, den Weg zum Wald ein und hatte sich eben im Dickicht geborgen, als hinter der Hofmauer der Feldjäger hervorgeritten kam, welcher hinter sich her

die scheltende, fluchende und sich über alles ungeberdig stellende schwarze Marg schleppte.

Mit schnellen Schritten ging ihre bisherige Genossin durch den Wald, während sich ihr Haar sträuben wollte und der Schrecken ihr die vollen Sinne und alle Ueberlegung des Geistes wieder gab. Sie sah jetzt, wie thöricht und gefährlich sie gehandelt hatte, daß sie sich in eines solchen Weibes Gefolgschaft begab. Wie viel besser hätte sie sogleich versucht, ums tägliche Brod in einem ehrlichen Dienst Aufnahme zu finden, auch an ihr Vaterhaus hätte sie nochmal anklopfen können. Es dämmerte in ihr die Mutmaßung, daß ihr Brief nicht zu ihrem Vater gelangt sein möchte. So beschloß sie, beides zugleich zu versuchen, einen zweiten Brief an ihren Vater zu schreiben und zu einem Dienst sich bei guten Leuten anzubieten. Papier und Blei trug sie ihrer Gewohnheit gemäß noch bei sich. So schrieb sie des Nacht in der Hütte beim Licht eines Spanes mit vielen Thränen ihre ganze traurige Geschichte nieder und bat ihren Vater in beweglichen Worten, ihr zu verzeihen, er werde sie zu Gräfenthal bei der oberen Kunzenbäuerin entweder im Dienst finden oder hören, wo sie sei. An diese Bäuerin gedachte sie wegen eines Dienstes zu gehen, da dieselbe bei dem Bettelvolk wegen ihrer Mildthätigkeit weit und breit bekannt war und, seit sie ihren Mann und ihre Kinder an der Ruhr verloren, an jedem Menschen Wohlthat übte, so viel sie nur vermochte.

Zum ersten Mal seit lang konnte sich das junge Weib in jener einsamen Nacht wieder recht auf sich selbst besinnen. Es stand ihr jetzt deutlich vor Augen, wie ihr Unrecht sie in's Ungküdk und ihren Johannes in's Grab gebracht hatte. Ueber das alles konnte sie jetzt herzlich weinen, aber sie konnte es doch mit gestillterem Herzen als zuvor bedenken; sie hoffte jetzt ihre Schuld gebüßt zu haben und gedachte ein neues, besseres Leben anzufangen. Nachdem sie ihren Brief künstlich zusammengefaltet und etliche Stunden sogar leicht ge=

schlummert hatte, machte sie sich vor Tags auf, um sich wieder in die heimatlichen Fluren zu wagen und vor allen Dingen auf irgend eine Art ihres Briefes ledig zu werden.

Wie sie eben hierüber nachsinnend den Waldhang hinabging, gewahrte sie mit Erstaunen vor sich im Waldesdunkel ein Licht, das zwischen den Stämmen hin und her ging. Als sie näher kam, sah sie, daß dasselbe von einem brennenden Span ausging, den eine weibliche Person in der Hand hielt um damit auf den Boden umher zu leuchten und irgend etwas zusammenzulesen. Sie schlich sich auf dem weichen Moos lautlos herzu und erkannte mit neuer Verwunderung eine ihrer Altersgenossinnen, Margareta Popp von Hedersreuth, ein stilles gutmütiges Mädchen von geringem Verstand und sonst furchsamem Wesen. Nachdem ihr Babette einige Augenblicke zugesehen hatte, wie sie mit einer ungewohnten Spannung ihres ruhigen Gesichtes kleine Blümlein unter dem Moos hervorsuchte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß diese Person eine geeignete Bestellerin ihres Briefes sein konnte. Sie wußte, daß sie in den nächsten Tagen Hochzeit halten und auch gewiß ihren Vater dazu laden werde. Das war eine schickliche und günstige Gelegenheit, den Brief sicher zu bestellen. So trat sie denn aus dem Dunkel vor und fragte die nicht wenig Erschreckte, was sie denn wunderliches hier mache. Ohne sich über das Hiersein der Fragerin zu verwundern oder darum zu fragen berichtete das Mädchen treuherzig, sie suche Schneeglöckchen und das thue sie von wegen ihrer baldigen Hochzeit. Die schwarze Marg habe ihr gewahrsagt, daß sie in Gefahr stehe, mit ihrem Mann dereinst in Uneinigkeit zu leben, dagegen helfe es aber, wenn man Schneeglöcklein 3 Tage vor der Hochzeit früh vor Sonnenaufgang pflücke und den abgekochten Saft unter den Hochzeitstrank gieße, doch dürfe davon ihr Vater bei Leibe nichts erfahren, denn er wolle von der Marg durchaus nichts wissen, habe sie auch einmal wegen

eines Diebstahls mit Hunden vom Hof gehetzt, die sie übel zugerichtet; aber wenn man vor einer ungewissen und gefährlichen Zukunft stehe, sei man aber doch froh um eine Ratgeberin, welche die Geheimnisse der Natur kenne. Daß ihr diese Ratgeberin gegen theures Geld auch noch ein Fläschchen mit besonderem Absud für den Hochzeitstrank verkauft hatte, verschwieg die sorgvolle Braut, wie ihr solches ihre Ratgeberin hart eingeschärft hatte, wofern der Trank seine gute Wirkung üben solle. Gerne versprach sie der ehemaligen Kamerädin, ihrem Vater den Brief zu übergeben und sie hoffte zuversichtlich, die besänftigende Kraft des Trunkes werde auch da ihr Theil zur Versöhnung beitragen.

Nachdem so für den Brief gesorgt war, wendete Babette ihre Schritte alsbald wieder zurück nach der Waldhütte, packte ihre sämmtlichen Habseligkeiten zusammen und stieg beim Sonnenaufgang den Berg hinab und über das Thal das Gräfenthaler Gründchen hinauf. „Diese Nacht" sprach sie bei sich selbst „will ich nun ein für alle mal dahinten lassen, es gehe sonst, wie es wolle."

Die behäbige aber mehr gutherzige als überlegsame Kunzenbäuerin war eben in ihren Hof herausgetreten, um den Hühnern ihr Futter zu streuen, als die Ankömmlingin scheu und zaghaft in den Hof hereinkam und an der Thür stehen blieb. „Ei sieh da", sagte die Bäuerin gutmütig, „die Teufelsbarb, was ist dein Begehr?" Die gute Frau ahnte nicht, was für ein Schwert sie mit ihrer Anrede in das Herz der Hörerin stieß. Noch nie hatte die schöne Babette den neuen Namen zu hören bekommen, den sie um ihrer üblen Genossenschaft willen im Volksmund erhalten hatte. Nun sie ihn so unerwartet vernahm, fuhr es in sie wie ein durch und durch dringender Stich. Während ihre Lippen das Wort „Teufelsbarb" flüsternd wiederholten, griffen ihre Hände krampfhaft nach dem Gatter, sie suchte einen Halt, sank aber unter großen Schmerzen an der Wand zusammen. Daß die gute Bäuerin ihr

nun zuredete, sie solle sich doch zufrieden geben, sie habe sie ja mit diesem Namen nicht kränken wollen, davon hörte die auf ihr Bündel Hingesunkene nur wenig. Es währte jedoch keine halbe Stunde, da war die heimatlose Soldatenwitwe, welche als schwerste aller ihrer Betrübnisse den Schein der Ehrlosigkeit tragen mußte, auf dem Kunzenhof eines gesunden Knäbleins genesen. Es war ein feines und anmutiges Kind, trug aber am rechten Arm ein großes Feuermal.

Der Kunzenbäuerin war damit eine beträchtliche Last zum Dach hereingefallen. Als sich herausstellte, was die Heimatlose gewollt, und wie sie in Wahrheit durch den Schrecken über ihre Anrede darnieder gekommen war, hielt es die Bäuerin für ihre Schuldigkeit, es mit der Betta zu probieren, vorerst aber gabs eine beschwerliche Pflege, denn die junge Mutter verfiel mit dem dritten Tage in ein heftiges Fieber, so daß sie fast 8 Tage zwischen Tod und Leben lag und auch nach dem nur langsam zu Kräften kam. So viel sie aber an Kräften gewann, das wendete sie mit der äußersten und gewissenhaftesten Anstrengung darauf, neben der Versorgung ihres Kindleins ihrer neuen Herrin eine nützliche Magd zu werden.

Unter dieser Zeit hatte längst die Poppenmargaret in Hedersreuth ihren hochzeitlichen Kirchgang gethan. Sie war ruhigen und getrosten Herzens vor den Altar getreten, denn sie dachte an ihr Tränklein und hörte deshalb um so zuversichtlicher wie ihr langgewachsener Bräutigam mit seiner gutmütigen Stimme ihr eheliche Lieb und Treue angelobte. Trotz der vorangegangenen Kriegsjahre hatte Hans Popp immer noch Uebriges genug, daß er zu der Hochzeitsfeier 36 Personen einlud, und die aufgetragenen Gerichte hätten wohl auch die dreifache Zahl des Hungers ersättigen können. Als der Pfarrer Fuchs mit dem Schulmeister Dietmann in das Hochzeitshaus eintrat, kam ihnen die schön geputzte Braut schon vor der Hausthür entgegen und sagte zu dem Schulmeister, indem der Pfarrherr durch die Thür

vorantrat bedeutungsvoll: „Schulmeister ich hab was für Euch, von Eurer Schönsten, die jetzt droben im Wald ist, erst müßt ihr aber des Trunks genossen haben, der gehört dazu. Beim Heimweg geb ich Euch was mit.“ — Margareta gab aber dem Schulmeister auf dem Heimwege nichts mit, denn es begaben sich vorher schreckliche und unerhörte Dinge. Mit all dem Eifer, den gesunde und der Leibesarbeit gewohnte Menschen zu einem guten Mahl, dessen sie minder gewohnt sind, mitzubringen pflegen, hatte sich die Gesellschaft nach verrichtetem Tischgebet um die Tische her über die reichlichen Gerichte gemacht. Als der Hirsbrei und Sauerbraten aufgetischt war, begann der Bräutigam seines Amtes zu walten, und in großen Krügen den Trunk aufzusetzen. Nachdem er selber einen kurzen und ungelenken Trinkspruch gethan, that er einen mächtigen Zug und schob dann den Krug seiner neuangetrauten Ehehälfte hin, die desgleichen einen langen tiefen Zug sich munden ließ. Die Wahrheit zu sagen, die Braut that es den sämtlichen Mannsleuten für den Anfang im Trinken zuvor, sie wollte zu gerne die friedliche und liebliche Wirkung ihres Tränkleins an sich selbst erproben. Es währte aber nicht lang, da wurde die Gesellschaft in einen unerwarteten Schrecken gesetzt. Die Braut war vom Tisch aufgestanden, und wollte sich ein wenig in der freien Luft ergehen; nun ward sie wieder hereingebracht, über die Maßen blaß, der Kopf hing haltlos auf die Seite. Unter Stöhnen und mit dem kalten Angstschweiß auf der Stirn sprach sie: „ach Gott, es ist aus mit mir, bringt mich in's Bett.“ Noch hatten aber die Weiber nicht nach ihrem Begehr gethan, als auch Andere unter der Gesellschaft anfingen mit seltsamen Geberden vom Tisch, zu dem sie sich kaum niedergesetzt hatten, aufzustehen. Der Bräutigam, der selten aus seiner Ruhe kam, stieß einen unwirschen Fluch aus und biß die Zähne zusammen, aber er hindertete daran nicht, daß ihm wurde, als wollten ihm die Sinne vergehen. Von

draußen kamen die Weiber herein und riefen entsetzt, „sie stirbt, sie gibt schon keinen Laut mehr.“ Drinnen aber ward die Größe des Schrecknisses immer mehr offenbar. Da war fast Niemand, namentlich unter den Mannsleuten, der sich auf die Länge um einen Andern hätte kümmern können. „Brüder, sagte der alte Pfarrherr, mir will scheinen, es geht vom Trunk aus, ist's ein Gift so wird das Beste sein, wir trinken Milch oder essen eilends so viel nur der Leib fassen kann, denn der volle Magen widerstrebt allen Schädlichkeiten leichter.“ Einige befolgten diesen Rat, darunter der Schulmeister; der ihn aber gegeben, konnte ihn selbst nicht mehr befolgen, es überfiel ihn so jählings, daß ihm die Gabel aus den Händen entfiel und er kraftlos vom Stuhl sank. Niemand hob ihn auf, da die Einen sich selber zu retten suchten, die Andern aber in eigener höchster Not entweder sich heimzuschleppen begehrten oder in der Stube einzeln oder auf Häuflein jämmerlich umhersaßen, standen und lagen. Vor Verlauf einer Stunde waren 28 Personen unter den 36 Hochzeitsgästen verstorben, darunter die Braut und der Bräutigam, der Pfarrer und viele Andere. So ward das Hochzeitshaus zu einem Klagehaus ohne Gleichen. Der einzige Mensch, welcher ganz gesund blieb, war der alte Hans Popp, welcher seines Magens halber dem Trunk nicht zugesprochen hatte. Aber auch er sollte seines davongebrachten Lebens nicht mehr froh werden. Nicht nur, daß ihm fast seine ganze Familie wegstarb, es fanden sich nach Kurzem böse Zungen, die ihn beschuldigten, daß er wissentlich den Trunk vergiftet und darum sich desselbigen enthalten hätte. Diese Rede, die sich immer mehr verbreitete, kränkte den alten Mann so, daß er nach einem halben Jahr, wie das Pfarrbuch berichtet, um jener bösen Nachrede willen auf dem Dachboden seines Hauses mit dem Strick sich sein Leben nahm.

Der Schulmeister wurde durch seinen starken Körper und vielleicht auch durch die Speise, mit der er noch eilends seinen Magen füllte, dem Tode entrissen. Aber

mehr als Siechthum und Schmerzen, die etliche Wochen anhielten, quälte ihn der Gedanke, der immer wieder vor ihm aufstieg: Warum hatte die Margaret vor dem Mahl seine Tochter und den Trunk miteinander in Verbindung gebracht? Er schämte sich vor den Leuten, daß er von den schwarzen Gedanken, die ihm kamen, etwas hätte verlauten lassen mögen, aber seine einst so sehr geliebte Tochter wurde nun aus seinem Herzen noch völliger gerissen.

Es dauerte längere Zeit, bis Babetta von allen diesen Vorgängen überhaupt nur hörte. Während sie aus ihrer Schwachheit nach und nach sich wieder erholte und ihres kleinen Johannes sich freute, lag in ihren Sinnen stündlich und täglich eine liebliche und erwünschte Hoffnung, es möchte von ihrem Vater eines Tags Botschaft eintreffen, daß er ihr verzeihe. Statt dessen kam eines Tags, als sie schon begonnen, ihrer neuen Herrin nach ihren schwachen Kräften kleinere Dienste zu verrichten, eine Nachbarsmagd in den Hof und brachte eine verworrene und wenn möglich noch vergrößerte Kunde von dem Unglücke zu Hedersreuth. Daß der Schulmeister davongekommen aber noch auf dem Krankenlager liege, wußte sie. Dieses enthielt bei allem Schrecken für die Tochter noch einen Trost auch um ihrer selbst willen. Sie brauchte nun über längeres Ausbleiben einer gütlichen Botschaft sich noch nicht zu sorgen, sondern hoffte auf die Zeit der Genesung. Zuweilen ahnte ihr jedoch, daß ihr Brief um jenes Unglücks willen möchte unbestellt geblieben sein. Je größer mit dem zunehmenden Frühjahr das junge Kraut im Garten und die Blättlein an den Bäumen heranwuchsen, um so kleiner ging ihr die Hoffnung in sich zusammen und um so bedrängter und sorgenvoller wurde ihr Mut. Die Kunzenbäuerin hatte über dem ihre an der Fremden bewiesenen Gutthat nicht zu bereuen. Noch niemals hatte sie eine so getreue und unermüdliche Magd gehabt, und auch der kleine Johannes war Niemandes Last, sondern sein immer lieblicher werdendes kleines Antlitz

mit den feinen blonden Löcklein und den glänzenden blauen Augen gewann Jedermanns Herz.

So ging der Sommer hin, ohne daß er eine merkliche Veränderung gebracht hätte. Nur die eine Veränderung ging still vor sich, daß das junge Knäblein immer größer und fröhlicher, seine junge Mutter aber immer stiller und abgezehrter ward.

Wie viel sie in den Nächten weinte, wußte Niemand, nur die Röthe ihrer Augen und die harmvollen Züge ihres Angesichts gaben ohne ihren Willen davon Zeugnis. Allgemach kam zu ihrer bisherigen Betrübnis noch eine neue Sorge hinzu. Das so schöne und feine Kindlein schien etwas welker zu werden und sein Gedeihen wollte keinen rechten Fortgang mehr nehmen. Die alte kinderlose Nachbarsbäuerin meinte eines Tags gleichgültig: „Ja, ja, das haben die Alten schon gesagt: Der Mutter Herzleid spinnt des Kindleins Todtenkleid.“ Und wie das Weib sagte, so geschah es auch.

Es war am 31. Oktober, am Gedächtnistag der Reformation, da ging in aller Morgenfrühe ein junges blasses Weib aus dem Kunzenhof mit einem Bündel auf dem Rücken des Weges nach Drossenfeld zu. Babetta Möllerin trug ihr verstorbenes Söhnlein zum Begräbnis. Wohl hätte sie ihm gern ein kleines Särglein machen lassen und auch das Geld dafür hätte sie in Händen gehabt. Aber bei den neuerlichen Unruhen, welche in Folge des Restitutionsediktes ausgebrochen waren, war es unmöglich gewesen, zur Zeit einen Schreiner oder Zimmermann zu gewinnen. Ein Todtenhemdlein hatte sie aus einem von der Bäuerin geschenkten Stück Linnen selber zugeschnitten und genäht; um das Hälslein hatte sie einen zierlichen Spitzenschmuck verfertigt und auf das kleine friedliche Haupt hatte sie ein Kränzlein aus letzten herbstlichen Blättern und Blüten gesetzt. Raschen aber unsicheren Trittes ging sie dahin. Als die lange Wartezeit, bis der Todtengräber das Gräblein gegraben, vorübergegangen war, legte sie das Kindlein selbst in seinem Grab zurecht als ob es

schliefe, wie sie es ihm immer des Abends gethan. Bald darauf erschien der Pfarrherr, der kleine Schläfer ward eingesegnet und schnell hatte sich über ihm die Erde wieder geschlossen. Die Mutter saß auf dem Hügel und blickte starr über den Kirchhof hin und auf das weite Land, das man von dort übersah. „Schlaf wohl mein herzliebstes Johanneslein," sagte sie vor sich hin, — „ach, mein zweiter Johannes, den ich in ein einsames Grab lege. Daß Gott gnädig sei, sagen sie, soll euer süßer Name predigen, mir dünkt eher, er sagte, daß Gott gerecht ist, schrecklich gerecht, und sucht die Sünden heim und läßt sich nicht erbitten."

Als sich Babetta nach einer geraumen Zeit zum Rückweg gen Gräfenthal anschickte, sprach sie bei sich selbst, daß sie nun auf der Welt noch einsamer sei als da sie ihren Eheliebsten begraben. Wen hatte sie jetzt? Niemanden, der sie nahe anging. Die alte Kunzenbäuerin war wohl gut, aber doch, was hatte sie an Grund an ihr.

Während sie so dachte, sollte sie jedoch schnell überzeugt werden, daß das, was sie auf dem Hof zu Gräfenthal hatte, doch nicht so gar unwert war und daß sie wohl immer noch etwas zu verlieren hatte. Noch war sie nämlich nicht in den Markt Drossenfeld eingetreten, da fielen ihr mehrere hoch aufsteigende Rauchsäulen ins Auge, welche theils in größerer theils in geringerer Ferne in die Höhe stiegen — es waren Brandzeichen, welche die Schaaren Tilly's, vielleicht weil heute der Gedächtnistag der Reformation war, zur Feier der Restitution aufgehen ließen. Mit einem Male stiegs ganz nahe hinter dem ersten Waldhügel schwarz und qualmend empor: das war die Richtung gen Gräfenthal. Da ward das heimatlose Weib von einer Angst befallen, wie sie um ein eigenes Haus und Hof nicht hätte größer sein können, sie eilte, so schnell ihre matten Füße sie trugen, das schmale Wiesenthal hinan und über dem Wald dem Kunzenhof zu.

Als sie aus dem Wald heraustrat, sah sie die

Scheune des Kunzenhofes in hellen Flammen, der Hof selbst stand in rotem Feuerlicht unter der Rauchwolke. Ein trunkener Reiter hatte aus Zorn über einen Biß des Hofhundes das Feuer angelegt. Noch wenige Augenblicke währte es, da stand auch das Wohnhaus und die Stallungen in Brand. Leute liefen schreiend, weinend und Wasser tragend hin und her, aber sie konnten nicht hindern, daß nach Verlauf einer Stunde die sämmtlichen nahe zusammengebauten Häuser der kleinen Ortschaft bis auf den Grund niedergebrannt waren. Der herbstliche Wind, die ausgedörrten Strohdächer und die gefüllten Speicher hatten die Hitze eben so schnell weitergetragen, als gewaltig vermehrt. Da war ein gemeinsames Elend, welches um des willen weil Viele daran trugen, nicht leichter, sondern desto schwerer wurde.

In Zeiten, wo Jedermann mit sich selbst Not genug hat, ist der von sonderlichem Unglück Betroffene zwiefach ratlos. Den Abgebrannten war alle ihre bewegliche Habe, all ihr Wintervorrat, ja selbst der größte Theil des Viehes verloren gegangen. Nun lief ihrer ein Theil gleich Wahnwitzigen um die Trümmer ihrer Behausungen, riefen nach ihrem Vieh, nach ihren Habseligkeiten, ja ein junges verwitwetes Taglöhnerweib sogar nach ihrem Kindlein. Das hatte die Kunzenbäuerin auf dem Weg spielend gesehen, als die Reiter einritten, hatte es zu sich genommen und sich mit ihm in ihren gleich an der Straße stehenden Stadel geflüchtet. Von Beiden hatte seitdem Niemand mehr etwas gesehen, sie mußten sich wohl im Stroh versteckt haben und umgekommen sein.

Auch Babettas letzte Habseligkeiten waren bei diesem Brand verloren gegangen. Daß auch ihr Ring, ihr einziges Andenken von ihrem Johannes, mit in dem rauchenden Schutt begraben lag, schmerzte sie sonderlich. Doch fühlte sie zugleich auch eine große Liebe und Sehnsucht nach ihrer verbrannten Bäuerin. Sie ging zwischen den Trümmern des Hofes umher und suchte,

ob nichts mehr zu retten wäre; aber da war Alles verödet. Das Vieh, das etwa am Leben geblieben war, und was sonst sich brauchen ließ, mußten wohl Andere schon geraubt haben. Babetta ging wieder und wieder um die Trümmer, es war ihr, als müßte sie von beiden wenigstens eines finden, die Leichen oder ihren Ring. So tief sie aber mit einer in der Dungstätte stecken gebliebenen Mistgabel eindringen konnte, fand sie nichts. Zudem ward sie am Suchen vielfach durch die Hitze gehindert.

Während dessen hatte der Haufe der Verunglückten sich schon zum größeren Theil auf die benachbarten Höfe verstreut. Ein Theil gedachte bei Freunden und Bekannten Obdach und Aufnahme zu finden. Ein anderer Theil war ohne allen Rat und gedachte, fürs erste in einem geschlossenen Haufen, um des zu erregenden Mitleids willen, auf den Bettel davonzuziehen. Babetta hatte sich keinerlei Vorhabens erwogen. Sie hatte sich auf eine zerbrochene Zaunplanke niedergesetzt und das Taglöhnerweib, welches ihr Kindlein verloren hatte, setzte sich neben sie. Beide hielten sich bei der Hand und weinten mit einander. Als sie aber eine lange Weile bei einander gesessen, schritt der alte Hofknecht eines der niedergebrannten Höfe, welcher sich zum Führer der zum Wandern entschlossenen Schaar aufgeworfen hatte, zwischen den Schutthaufen auf sie zu: „Nun, ihr zwei Weibsbilder," redete er sie an, „wo solls mit euch hinaus? Das Flennen hilft euch nicht. Habt ihr eine Zuflucht oder wollt ihr mit uns?"

Die Taglöhnerin, welche sich zuerst faßte, antwortete, sie wüßten zwar nicht, wo sie ihres Bleibens in der Nähe suchten sollten, aber was ihnen das Wandern helfen sollte, wüßten sie auch nicht. „Besser wärs uns freilich," sagte der Knecht, „wenn wir das Wandern nicht nötig hätten, aber wir wandern unter Gottes Himmel und in Gottes Hand, vielleicht wird Er uns doch wieder nach und nach an eine Ruhestatt bringen." „Ihr Zwei," fuhr er weiter, „könntet dem

Zug gar wohl von Nutzen sein. Ist nicht die Babett schon immer eine Sängerin gewesen wie wenige. Singt sie den andern Ton, so kannst du den Diskant dazu singen, du bist auch gut anzuhören. Das schafft uns gleich einen besseren Eingang. Wenn ihr nichts bessers wißt, so beratet ihr euch so am besten und helft Anderen."

Wie es der Knecht geraten hatte, so geschah es. In der ersten Nacht fanden sie noch alle in den umliegenden Höfen Obdach, am anderen Morgen aber zogen sie in geschlossenem Haufen davon. Wo sie in ein Dorf kamen, da sang zuerst die ganze Schaar mit einer Stimme den Liedervers: Aus tiefer Not schrei ich zu Dir. Darnach gingen die beiden jungen Weiber bei den Thüren umher und sangen je zuerst einen Choral darnach aber traurige Lieder fahrender Leute wie das folgende:

Fremd bin ich auf Erden worden,
Das macht der bittere Tod,
Das macht das grimmige Morden
Und des Kriegs unmildige Not.

Was mein war auf dieser Erden
Hat g'fressen des Feuers Glut,
Ach Gott, du barmherziger Heiland,
Nimm mich in dein Schutz und Hut.

Ach Gott, du barmherziger Heiland,
Schleuß du mir ein Pförtlein auf,
Laß zu einer Ruhstatt sich wenden
Mein' traurigen Pilgrimslauf.

Ach höret, ihr lieben Herren,
Die ihr habt ein beständigs Haus,
Laßt die Not euch gehen zum Herzen
Und stoßet die Armen nicht aus.

Ach Mütter, ihr guten Mütter,
Die ihr herzt euer Kindelein,
Der Fremden und der Elenden,
Der sollt ihr eingedenk sein.

Und der kann schützen und hüten,
Gott Vater, Sohn, heiliger Geist,
Der segnet viel tausendmal tausend
Wer Hülfe dem Elenden leist.

Wer solcherlei Bitten und Gesang anhörte, des Herz blieb nicht leichtlich ungerührt und die Abgebrannten fanden, zumal im Anfang ihres Zugs, jeden Tag Nahrung und Obdach. Wie sie aber Land auf Land ab zogen, verminderte sich allgemach ihre Zahl, da die Gesunden, Starken und Arbeitsamen unter ihnen da und dort eine neue Arbeit und Heimstatt fanden. Für die Schwächlichen oder sonst Herabgekommenen aber ward es desto schlimmer. Babetta gehörte zu diesen. Es war noch Winterszeit, als schon die Not ihren Anfang nahm. Etliche starben, bei den Anderen aber ward es mehr und mehr zur gemeinen Rede, daß Not kein Gebot kenne. Das Obdach, welches man bei den Wohnungen der Menschen nicht mehr fand, ward in Wäldern elendiglich bereitet, und die zuvor eine hilfesuchende Schaar hartgeschlagener Leute gewesen waren, wurden während des Sommers vollends zu einer bettelnden, stehlenden und wohl auch raubenden Bande, ein unnütz Volk, sich selber zur Last und Andern zum Schrecken.

Eine einzelne Seele, welche mit solcher Schaar beständig zusammengekoppelt ist und sich keinen Rat weiß von ihr abzukommen, und ist Niemand um sie, an den sie sich zum Guten halte, ist einem losgelösten Balken eines zerschellten Schiffes zu vergleichen, welcher von den Wellen nun mit dahingenommen wird und kann sich nicht mehr selber lenken und richten, sondern der Wind und die Wasser treiben mit ihm ihr Spiel.

Obwohl aber die verlorene Babetta einem solchen Balken gleich geworden war, so blieb sie doch in dem ihm ungleich, daß sie nicht gänzlich das Gefühl verlieren konnte, wie übel und böse der Weg war, auf dem sie trieb. Wenn sie an sich selber zurückgedachte und ihre einstigen vergangenen Zeiten, so ward ihr, als wäre sie überhaupt nicht mehr die nämliche Seele, als welche sie vordem so gänzlich unterschieden gelebt. Hatte sie zuvor auch zur Zeit ihres Elendes doch nur einen einzigen Fehltritt des Ungehorsams zu bereuen, so war sie jetzt wirklich und wahrhaftig ein schlechtes Weib geworden, eine große Sünderin. Daß es ihr auf einmal Stehlen, Lügen und Betrügen nicht mehr ankam, war noch nicht das ärgste. Wäre die Haut ihres Angesichts schwarz geworden, sie hätte sich darüber nicht verwundert, es hätte ihr ein Geringes geschienen gegen der schrecklichen Verwandelung ihres Inneren.

Es kamen über die deutschen Lande wieder bewegte Zeiten. Die Schweden stürmten im Siegeszug vom Meer bis an die Alpen. Tilly's Schaaren stoben vor ihnen her wie Spreu, aber auch auf ihrer Flucht wurden sie noch durch Sengen und Brennen furchtbar, namentlich in evangelischen Landen. Hinter ihnen her zogen die Sieger, ein geordnetes in Zucht und Gottesfurcht gehaltenes Heer Aber sie konnten nicht hindern, daß in den von ihnen durchzogenen Landen die Wildheit sich mehrte, ja fast schon der verwilderten Menschen mancherorts mehr wurden als der gesitteten. Die Verwilderten starben freilich alsdann wieder hin wie das Gras vor dem Winter.

Die Schaar der Abgebrannten verminderte sich durch Hunger und Unfälle immer mehr. Auch trennten sich Bettler und Raubvolk von einander. Babetta zog zuletzt und mit etlichen Weibern umher und führte mit ihnen ein elendes Bettelleben, welches durch zunehmendes Siechthum noch viel elender wurde.

Zwei Tage vor Mariä Verkündigung des Jahres 1632 zog Babetta Möllerin des Weges über Drossen=

feld gen Pechgraben allein. Sie war nunmehr auch von ihren letzten Genossinnen geschieden. Die hatten sie in einem zehrenden Fieber als eine Sterbende im Walde liegen lassen. Nachdem sie aber etliche Tage gelegen, kehrten ihre Sinne wieder und wiewohl in großer Schwachheit war sie bei dem milden Sonnenschein aufgestanden und ging schleichenden Ganges auf der Landstraße dahin, unwissend was sie beginnen und wohin sie sich wenden wolle; nur ein ungewisses Verlangen zog sie in der Richtung gegen Nordosten, von wo die Harsdorfer Berge blau herüberschauten. Das Fieber lief ihr noch rieselnd durch die Glieder und ein quälender Hunger, welcher auch des Fiebers vornehmste Ursache gewesen war, nahm alle Gedanken an Zukünftiges oder Vergangenes aus ihrer Seele hinweg. Desungeachtet hatte sie zu Drossenfeld die Wohnungen der Menschen umgangen und schleppte sich nun völlig abgestumpften Geistes die Fuhr gen Pechgraben hinan, indem sie je nach etlichen Hundert Schritten sich auf einem Rain oder Steinhaufen der Mattigkeit halber niederließ. Noch aber war sie nicht zum Ende des aufsteigenden Thalgründleins gelangt, als hinter ihr her ein reisiger Zug mit Reitern und Wagen in immer größere Nähe kam. Die Dahinwandernde kümmerte sich hierum wenig, doch ging ein trübseliges Erstaunen über ihr abgezehrtes Angesicht, als sie im Vorüberreiten an den Abzeichen eine Schwadron des Pappenheimischen Regimentes erkannte. Sie trat aus dem Wege und setzte sich auf den erhöhten Rain, mochte aber nicht aufsehen. Da ertönte von einem der zuletzt vorüberfahrenden Wagen eine Stimme: „Hilf, lieber Gott, ich glaube fürwahr die schöne Betta.“ Es war zu verwundern, daß die alte Gutta, welche auf dem Wagen saß, noch ihre Schutzbefohlene von ehemals wiedererkannt hatte. Doch hatte sie mehr das schöne Haar der gebeugt Dasitzenden, als ihr verändertes Antlitz zu sehen bekommen. „Aber Mädel, was ist dir zugestoßen, siehst ja aus wie eine Leich’,“ rief die Gutta abermals,

nachdem der Wagen angehalten war und die so sehr veränderte einstmals schöne Betta langsam an den Wagen herantrat. „Krank," gab dieselbe nur kurz zur Antwort und ließ bemerken, daß ihr am liebsten wäre, wenn der Wagen alsbald seines Weges weiter führe. Aber der Troßreiter hatte nun desgleichen Halt gemacht und mußte auch seinem Staunen Luft machen. Darauf fragte er: „Was macht denn unser Schweinfurter, der lustige Trompeter? Hat er dich sitzen lassen, der leichte Vogel?" Als Betta darauf ebenso kurz antwortete: „Hab ihn begraben," ward den Beiden schier das Herz gerührt und der Reitersmann sagte ein Schnippchen schlagend: „Krieges Lauf, heute mir, morgen dir." Die alte Gutta bot der Kranken an, zu ihr auf den Wagen zu sitzen, vielleicht könnte sie doch wieder genesen und alsdann beim Regiment bleiben. Da sie das kopfschüttelnd ablehnte, bot sie ihr wenigstens ein Becherlein mit Branntwein und schnitt ihr ein großes Stück vom Brotlaib ab, daß sie sich bei der alten Gutta noch einmal erletze. Babette nahm einen Schluck von dem Branntwein und sagte: „Gott lohns Euch." Die Alte schob ihr auch das Brot in die Hände und während der Zug auf die Ortschaft zu sich entfernte, saß die Zurückgebliebene wie mit einem Mal von Gedanken überwältigt wieder auf ihrem Rain und hielt die Hände vor die Augen. Der Geruch des frischen Brotes trieb sie fast unbewußtermaßen zum Essen und heißhungerig hatte sie bald die gereichte Nahrung verschlungen. Dadurch und durch den Trunk waren ihre Lebensgeister plötzlich in sie zurückgekehrt. Obwohl fiebernd, so doch mit viel klarerem Geist als seit lange, setzte sie ihren Weg fort. Die vergangenen Zeiten standen in klarer deutlicher Kette vor ihren Augen. Des geschah ihr noch mehr, als sie, Pechgraben zur Rechten lassend, bald die Höhe erreicht hatte und in der Ferne gewahrte, wie der Reiterzug sich gegen Waldau hin kehrte. Sie folgte der Schwadron mit den Augen, während sie die Anhöhe herabging. Aus Waldau kam eine zweite Abtheilung

herausgeritten. Beide jagten nun über die Wiesen einer Furth durch den Trebgastbach zu. Von da gings hinüber auf die Straße, die von Harsdorf nach Trebgast führte. Ein helles Trompetenblasen tönte lange zwischen den Bergen hin und das Thal entlang. Bei diesem Ton brach zum ersten Mal seit langer Zeit aus Babettas Augen ein Thränenstrom. Ihr ward wieder wie wenn es jener Morgen wäre, da sie aus dem Vaterhaus entflohen war. Als sie aber alles dessen gedachte, was seitdem sich begeben, da war es ihr selbst verwunderlich, aber sie war froh, daß jener Morgen jetzt nicht mehr war. Ein anziehendes Geschwür quält zuweilen mehr, als die aufgebrochene Eiterbeule. Es war ihr, als wäre ihr Gewissen trotz des Vielen, was sie seit dem begangen, heute nicht schwerer, sondern leichter. Ja, indem sie über sich selber und ihr Wesen von Jugend auf nachsann, schien ihr, sie wäre von Jugend auf nicht minder schlecht gewesen als heute, aber zuvor war dies tief verborgen geblieben, jetzt war alles ausgewachsen und hervorgebrochen, aber sie wußte jetzt, daß sie eine Sünderin war, sie hatte alle ihre Gebrechen gesehen, und der täuschende Schein der Eitelkeit war gänzlich von ihr gefallen. Babette hatte in ihrer Jugend zu viel des göttlichen Worts und der christlichen Lehre gelernt als daß ihr nicht hätte in den Sinn kommen müssen, daß ihre jetzige Verlorenheit und gänzliche Zerbrochenheit leicht besser sein könnte, als die Uebel, die zuvor bestanden und zu den letzten großen Leiden und Gräueln geführt hatten. Der letzte Ton der Trompete verhallte an den Bergen. Wenn sie an den dachte, der vor 4 Jahren blasend dort geritten war, so ward ihr beinahe friedsam zu Muth. Sie schaute hinauf an den ruhigen blauen Himmel und sagte: „ihr seid geborgen, du mein großer Johannes und du mein kleiner Johannes auch. Des zweifle ich nicht, daß euch Zweien diese böse Sache zum Guten gerathen ist; und wer weiß, wenn dies heute, wie ich glaube, mein letzter Gang ist, ob mir's nicht in der Hauptsache besser gerät, als zu verhoffen steht?"

Das Fieber hatte seine Arbeit wieder in dem abgezehrten Körper begonnen; die Gedanken, welche zuvor noch einmal so hell aufgeleuchtet, fingen aufs neue an unstet zu wanken. Wie von den Erinnerungen eines Traumes gezogen, wankte das fieberkranke Weib über den Wiesgrund hin, bei den Trebgaster Eichen vorbei und am Waldsaume hinter den Feldern auf die Lohe zu. Neben dem Meßnersfelde lag vorn am Wald wieder ein noch nicht abgefahrener Streuhaufen. Ueber den Thurnauer Bergen neigte sich die Sonne zu ihrem Untergange. Etliche erste Frühlingsblümlein zierten den Rain zu den Füßen Babettas, welche den Haufen sich zu ihrem Lager auserkoren hatte. Ein blendender Schein traf vom Dorf her in ihre Augen, es waren die Fenster des Meßnerhauses, welche die Abendsonne wie mit roten Feuerflammen niederspiegelten. Da zog sie ein Stückchen Papier und Blei, das sie als Schreiberin für Andere noch immer bei sich zu führen pflegte, hervor und mit zitternden aber auch jetzt noch zierlichen Buchstaben beschrieb sie den Zettel auf einer Seite von oben bis unten, faltete ihn künstlich zusammen und legte ihn neben sich. Das Fieber stieg in ihr höher, ihr schien, der blonde Trompeter stieg von der Sonne zu ihr herunter, lege seine Hand auf ihre Schulter und küßte sie, sie schwebten zusammen und die ganze Erde mit ihnen; die Abendsonne wankte hin und her über den Bergen, die Sinne der Kranken schwanden.

Am andern Morgen ging frühzeitig ein altes Weib aus dem Dorf zum Holzlesen hinaus und den Waldsaum vor der Lohe entlang. Als sie an dem Streuhaufen vorüber kam, überlief es die Alte mit jähem Schrecken und sie rief aus: „Gott sei bei uns, was für eine Kreatur ist das?“ Sie fuhr zurück, da raschelte es hinter ihr im Gebüsch, es schien ihr, als sehe sie einen schwarzen Schatten und nun schrie sie: „Die Teufelsbarb und der Teufel holt sie jetzt!“ Bei diesen Worten drehte sich das Haupt der Daliegenden nach der Seite, von woher die Stimme kam, und ihre Hand hob sich, sank aber alsbald kraftlos

zurück. Die Holzleserin aber kehrte sich mit Entsetzen ab, sie meinte, die Sterbende habe mit der letzten Kraft die Faust gegen den Himmel geballt. So erzählte sie denn auch im Dorf, wohin sie zurückeilte und die Nachricht lief schnell durch das ganze Dorf. Der Ortsschulze begab sich alsbald zum Pfarrer und berichtete den Vorfall. Dieser, seit 2 Jahren neu aufgezogen, gab vorerst nur Anweisung, die Sterbende ins Hirtenhaus zu holen, bis er mit dem Schulmeister werde geredet haben. Als der Schulze das Dorf hinabging um einen Bauern zum Hereinfahren zu gewinnen, begegnete ihm der höckerichte Fritzenpeter, der Nämliche, dem einst das aufblühende Mädchen vor 8 Jahren in der Spinnstube so scharf übers Maul gefahren war. Er wollte eben mit seinen Ochsen in die Streu fahren; die Unbill von damals hatte er noch nicht vergessen. Als ihn der Schulze anwies, die im Walde liegende Weibsperson hereinzufahren, war der Bursche dazu mit einer böswillig lachenden Miene bereit und fuhr nach der Lohe wie Einer der sich ersättigen will an dem Unglück seines Todfeindes. Er hatte bald die Sterbende erreicht und während er sie unsänftiglich auf seinen Wagen lud, schrie er sie an: „Siehst jetzt, Teufelsbarb, saubere, wie weit man kommt mit der Hochmütigkeit und mit dem vorwitzigen Maul?“ Aber die er also anredete vernahm seine Worte nicht, sondern lag in einem Fiebertraum und es ging wie ein Lächeln über ihr Gesicht, als er sie auf den Wagen niederlegte.

Während dem hatte der Pfarrer sich zum Schulmeister begeben und fragte ihn um die ganze Sache. Dieser war schwer zum Reden zu bringen und sagte nur düster, zu beschönigen sei hier nichts, das Mädchen sei den Weg des Verderbens gegangen, daß sie ein schreckliches Ende gefunden, sei nun allzu glaubhaft und weil man, auch am eigenen Fleisch und Blut die Gerechtigkeit Gottes nicht aufhalten dürfe, könne er ein christliches Begräbnis für dieses Kind nicht begehren. Die beiden Männer standen noch schweigsam und ernst bei ein-

ander, als der Fritzenpeter seine Fuhr vors Hirtenhaus brachte und allda ablud. Er nahm sich aber nicht die Mühe, die Thür des Hirtenhauses aufzumachen, sondern lud seine unwürdig erachtete Last kurzweg auf den Misthaufen ab, im Wegfahren noch schmähliche Worte auf sie hinredend. Alsdann fuhr er auf seinem Weg ins Holz wieder an der Pfarre vorüber, um zu vermelden, daß er seine Fuhr gethan, daß aber die Person schon tot sei.

Die Morgensonne stieg herrlich und glänzend im Osten herauf und schien auch auf die Dungstätte vor dem Hirtenhaus. Der, die dort ihren Geist aufgab, mochte sie in ihre brechenden Augen nur noch wie eine halb untergegangene Sonne scheinen und sie schien wenig zu merken, daß sie ihr Lager vom letzten Abend verändert habe. Ein armes altes Weib, das aus dem Hirtenhaus herausgetreten war und von gar nichts wußte, sah sie still und friedlich liegen und hörte sie noch mühsam stammeln: „Die Nacht ist kommen, drin wir ruhen sollen.“ Das erste Zeichen zur Betstunde hatte eben zu läuten begonnen. Hiernach bemerkte man keine Regung mehr und etliche Männer, die herzutraten, gewahrten, daß der Atem entflohen war.

Unterdessen waren der Pfarrer und der Schulmeister, in der Meinung, daß die Aufgefundene schon im Walde verstorben sei, über das Begräbnis zum Schluß gekommen. „Nach allem“, sagte der Pfarrer, „muß es dabei bleiben, wie Ihr selbst es billig findet, ohne Licht und Kreuz am Kreuzweg; es ist jammervoll, aber Gerechtigkeit muß auch gehalten werden.“ So ward beschlossen, daß der Leichnam alsbald auf einen Mistwagen geladen und bei dem Kreuzweg an der Straße nach Sandreuth eingescharrt werde.

Dies alles geschah mit großer Eile und war bald vollendet. Eben so schnell aber liefen im Dorf nun ganz andere Reden und eine ganz andere Meinung um. Es waren ihrer doch Viele, welche einst dem wenn auch etlichermaßen absonderlichen Mädchen gut gewesen waren und sich

ihrer vormaligen Schönheit und unanstößigen Wandels erinnerten. Diese hatten es auch schon zuvor für zu hart erachtet, daß der Schulmeister die Wiederkehrende wie man sich davon sagte, nicht aufgenommen hatte. Jetzt ward die Unzufriedenheit immer lauter und eine große Schaar von Leuten, namentlich Weiber, drängten sich mit erregten Gemütern zum Pfarrhof und lagen dem Pfarrer hart an, daß man schon um der Freundschaft willen die Verlorene, von der man doch nicht gewiß wissen könne, ob sie eines unseligen Todes gestorben sei, nicht also schmählich hätte verscharren sollen, und daß man sie wenigstens in der Ecke des Kirchhofs neben dem Meßnergärtlein sollte eingraben, das sei auch den Geschwistern, die sich höchlich um ihre Schwester grämten, zu einer geringen Linderung. Diesem Drängen gab der Pfarrer nach.

Das alles begab sich so schnell, daß der Leichnam der Verstorbenen wieder ausgegraben war, nachdem er, wie das Pfarrbuch bezeugt, „über eine Viertelstunde nicht gelegen." Als das Grab in der Kirchhofecke gemacht war, legte die Margareta der Todten ihr eigenes neues Sonntagsgewand an, das sie in einem Dienste erspart hatte, und als der Leichnam eingegraben war, stahlen sich etliche der Geschwister hinzu und weinten und beteten lange. Auch pflanzten sie ein wildes Rosenstöcklein auf die Stätte und ritzten in einen wie von ungefähr daneben liegenden großen Feldstein ein Kreuz.

Noch in demselbigen Jahr trug es sich zu, daß eine entfernte Base in dem Rock der unglücklich verstorbenen Margareta Popp den Brief fand, welcher die Aufschrift trug: „An meinen herzlieben Vater, den ehrsamen Schulmeister Dietmann." Als der Brief dem Schulmeister übergeben war und er ihn gelesen hatte, ward er sehr heftig bewegt, da er in demselben die Wahrheit über seiner Tochter Entweichen und Mißgeschicke ersah. Und als die Leute im Dorf von dem Briefe erfahren hatten, kam auch ein Weib, welches den Zettel

brachte, den sie auf dem Streuhaufen in der Lohe gefunden, besagend, sie habe in dem Geschriebenen böse Zauberkünste geargwöhnt und deshalb das Papier unter einer Bibel beschwert bisher verwahrt. In Wahrheit hatte das Weib auf allerlei Art versucht mit dem Zettel insgeheim Anderen Böses zu thun und ihr Vieh und Haus vor Krankheit und Wetter zu schützen, war aber mißvergnügt worden, weil sie keine Wirkung sah und nun gedachte sie, es möchte irgend eine Botschaft an den Schulmeister darauf geschrieben sein und brachte, auch aus eigener Neugier, die Schrift hervor. Es standen aber auf dem Papier die folgenden Worte:

„Wir gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. — Du zerschmelzest mich kräftiglich, denn ich weiß, Du wirst mich dem Tode überantworten.

Das zerstoßene Rohr wirst Du nicht zerbrechen und das glimmende Docht wirst Du nicht auslöschen.

Ob mich gleich hat betrogen die Welt, von Gott abzogen durch Schand und Büberei, will ich doch nicht verzagen sondern mit Glauben sagen, daß mir mein Sünd vergeben sei. Amen!

Da wachte die erstorbene Liebe des Schulmeisters zu seiner Tochter wieder in ihm auf. An dem Abend dieses Tages läutete er die Betglocke selber und kniete alsdann im Dunkeln eine lange Zeit am Grabe seines Kindes. Den Kreuzweg an der Sandreuther Straße und den Platz vor dem Hirtenhaus mied er seitdem so viel er konnte, und mußte er dennoch an diesen Orten vorübergehn, so geschah es mit einem Schauder der bittersten Reue.

— Ende. —